Ungarische
Sagen und Märchen.

Aus der Erdélyischen Sammlung übersetzt

von

G. Stier.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

1850.

Es ist von Alters her ein schönes Vorrecht der Deutschen gewesen, den Geisteserzeugnissen auch der fremden Völker die Anerkennung zu zollen, auf welche die darin erreichte Stufe ein Recht gibt; aber der Vorzug ist zum Tadel geworden, seit das Fremde nicht mehr durch die Reinigung des Urdabrunnens hindurchging, sondern unvermittelt verpflanzt und zum Gesetze für Form und Geist mißbraucht wurde. Die Bewahrerin aller altehrwürdigen Sagenreste allein, das (Land-)

Volk im engern Sinne, hat sich auch dieses Recht bewahrt und reichlich geübt; davon wird eine für diesen Zweck angestellte Sichtung seiner Märchen wie eine vergleichende Erforschung der ausheimischen zeugen. Mag das Ergebniß auf dieser oder jener Seite die Quelle finden, Beides wird dem vorurtheilsfreien Forscher gleiche Freude bereiten, und für Beides wird in vorliegenden Märchen und Sagen aus Ungarn, dem alten Tummelplatze orientalischen, deutschen und slawischen Wesens, einiger Stoff geboten. Sie können darum zum Theil als Nachahmungen slawische und deutsche Vorbilder oder Züge erweisen, aber sie werden auch Zeugniß ablegen von unvermischtem magyarischem Leben, das nach so viel Stürmen den nach Pannonien versprengten fünf Millionen innewohnt.

Denn der Magyar ist nicht, wie Unkundige zu behaupten nicht müde werden, ein hie und da auftauchendes Meteor am Himmel des Völkerlebens, sondern von je her dem deutschen Volke ein nie ermattender aber übel gelohnter Schirm gewesen gegen den Osten und Süden. Wir dürfen der Sobieskys zweifelhaften Ruhm wohl vergessen über den Zrinyis, und vielleicht haben jetzt da dies gelesen wird Ludwig Kossuths Thaten, dessen Entscheidungswort noch verhallte während ich schrieb, alles Reden überflüssig gemacht. Möge am Balaton Weiß-Grün-Roth in freien Lüften flattern! — Das wünscht ein Deutscher.

Für ungarische Märchen waren bis jetzt einzige Quellen die beiden Sammlungen von Fr. Gaal (Märchen der Magyaren, Wien 1822)

und Johann Graf Majlath (Magyarische Sagen, Märchen und Erzählungen, Stuttgart und Tübingen 1837, zwei Bände). Aus diesen namentlich hat Kletke sechs Proben in seinem Märchenschatz (Berlin, Reimarus 1845, Band II), dem ich zunächst nähere Kenntniß jener jetzt seltenen Schriften verdanke, aufgenommen. Beide Herausgeber sind geborne Ungarn, doch verlautet über die Quellen ihrer Märchen, ob sie nach deutscher oder ungarischer Mittheilung und ohne Ausschmückung aufgezeichnet sind, weiter nichts. Dagegen besitzen wir seit Kurzem eine lange verheißene verbürgte Originalsammlung ungarischer Volkslieder und Märchen, besorgt von der Kisfaludy-Gesellschaft (Népdalok és mondák, kiadta Erdélyi János, Pest Beimelnál 1846—47), und

die beiden ersten Bände dieser Sammlung sind es, deren Märchen wir hier mit Angabe des Fund-orts in treuer Uebersetzung wiedergeben, welchen dann auch die in den noch erscheinenden Bänden mitgetheilten folgen werden. Im Einzelnen sind Nro. 1, 2, 17 aus dem ersten Bande, welcher fast lauter Volkslieder enthält, und Nro. 3—14 aus dem zweiten entnommen. Zur Vergleichung sind Nro. 15 aus Majláth und Nro. 16 aus Gaal in vereinfachter Erzählung beigefügt. Nro. 18 endlich enthält eine Uebersetzung der Kölcsey'schen Ballade von Michael Dobozi, als Probe der von Dichtern behandelten geschichtlichen Sagen. Ueber Fundort der Märchen so wie über einzelne Dunkelheiten in den Märchen werden die angehängten Anmerkungen einige Andeutungen bieten.

Die Gunst der Leser mag sich diese vielleicht noch zu dürftige Auswahl, welcher aber hoffentlich bald eine reichere wird folgen können, selbst erwerben.

St.

---

1. Die drei Königssöhne.

Wo war's, wo war's nicht — ich weiß nicht; einen Hahnenschrei weg über siebenmalsieben Länder, da war eine große Rankenpappelespe, die hatte siebenmalsiebenundsiebzig Zweige, auf jedem Zweige waren siebenmalsiebenundsiebzig Krähennester, in jedem Neste waren siebenmalsiebenundsiebzig junge Krähen. Wer meinem Märchen nicht ordentlich zuhört oder wer dabei einschläft, dem sollen alle jungen Krähen die Augen aushacken; wer aber auf mein Märchen Achtung gibt, der soll Gottes Land immer schauen.

Wo war's, wo war's nicht — da war einmal einmal ein König, der hatte drei Söhne; die waren einander so ähnlich, daß auch nicht einmal ihre Mutter sie unterscheiden konnte. Nun be=

fahl der König seinen drei Söhnen auf Wanderung zu gehen. Da zogen sie aus die drei Königssöhne, und am dritten Tage kamen sie in einen ungeheuern Wald, wo sie auch zuerst auf einen Wolf trafen mit drei Jungen.

„Wo geht ihr hier, ihr Königskinder, wo auch der Vogel nicht geht?“ fragte der Wolf; „weiter kommt ihr nicht von hier, denn ich und meine Kinder wir wollen euch zerreißen.“

„Thu' uns nichts, Wolf,“ sagten die Königskinder; „gib uns lieber deine Kinder zu Dienern.“

Aber da brüllte der Wolf sie zu zerreißen. Und er stürzte auf sie los, aber die Königskinder überwanden den Wolf und nahmen seine drei Jungen mit.

Da zogen sie weiter im finstern Walde, und am dritten Tage trafen sie auf einen Bären mit drei Jungen.

„Wo geht ihr hier, ihr Königskinder, wo auch der Vogel nicht geht?“ fragte der Bär; „weiter kommt ihr nicht von hier, denn ich und meine Kinder wir wollen euch zerreißen.“

„Thu' uns nichts, Bär,“ sagten die Königs-

kinder; „gib uns lieber deine Kinder zu Dienern.“

Aber da brüllte der Bär sie zu zerreißen. Und er stürzte auf sie los, aber die Königskinder überwanden den Bär und nahmen seine Jungen mit. Da zogen sie wieder weiter im finstern Wald, und am dritten Tage trafen sie auf einen Löwen mit drei Jungen.

„Wo geht ihr hier, ihr Königskinder, wo auch der Vogel nicht geht?“ fragte der Löwe; „weiter kommt ihr nicht von hier, denn ich und meine Kinder wir wollen euch zerreißen.“

„Thu' uns nichts, Löwe,“ sagten die Königskinder; „gib uns lieber deine Kinder zu Dienern.“

Aber da brüllte der Löwe sie zu zerreißen. Und er stürzte auf sie los, aber die Königskinder überwanden den Löwen und nahmen seine Jungen mit; da hatten alle Königssöhne drei Diener, einen Löwen, einen Bären und einen Wolf.

Kamen sie ans Ende des finstern Waldes, und am Rande theilte sich der Weg zu dreien unter einem Baume, da sprach der Aelteste also „Jeder von uns soll in den Baum sein Messer stoßen, und dann wollen wir Jeder einen andern

Weg ziehen, nach einem Jahre aber wollen wir umkehren, und welches Messer blutig ist, dem ist eine Gefahr begegnet und sollen die Andern ihm nachziehen." „So soll es sein," sagten die Andern, stießen ihre Messer in den Baum und ein Jeder zog einen andern Weg.

Der Aelteste kam so nach langem Wandern in eine Stadt, die war ganz mit schwarzem Tuche behängt, und hier kehrte er bei einer alten Frau ein. „Warum ist die Stadt so schwarz behangen?" fragte der Königssohn. „O weh, wir leben hier in schrecklichen Zeiten," antwortete das alte Weib; in einem Weiher nahe bei der Stadt da wohnt ein siebenköpfiges feuerspeiendes Ungeheuer, und dem müssen wir alle Wochen ein reines Mädchen geben, und morgen gibt ihm der König seine Tochter — darum ist unsere Stadt schwarz behangen." „Und ist Niemand der da helfen könnte?" fragte der Königssohn weiter. „Bis jetzt hat sich noch Keiner gefunden," fuhr die Alte fort, „aber unser König hat seine Tochter und nach ihrem Tode sein Königreich versprochen dem, der das Unthier tödtet."

Der Königssohn sagte nichts mehr und ging ruhig nach dem Weiher zu, und als er an des

Königs Pallaste vorbeiging, sah er die Königstochter weinend in einem Fenster stehn. Die Königstochter aber war so schön, daß die Sonne selbst auf ihrem Wege am Fenster stehen blieb und ihre Schönheit bewunderte. Zuletzt kam er an den Weiher und hörte schon von Weitem das siebenköpfige Unthier brüllen, so daß die Erde unter ihm bebte.

„Was wagst du's, zu mir zu kommen? Du mußt sterben und wenn du sieben Seelen hast!“ schrie das Unthier, aber der Königssohn schleuderte zur Antwort seinen Streitkolben nach ihm mit solcher Wucht, daß er einen Kopf auf der Stelle zerschmetterte; nun stürzte er mit dem Schwerte auf das Unthier los und hetzte seine Hunde darauf, und so oft er einen Kopf des Unthiers abgehauen hatte, zermalmten ihn sogleich seine Diener, und so tödtete er das Unthier, und sein Blut floß in einem Strome daher sieben Meilen breit. Darauf zog er aus jedem Kopfe des Thiers einen Zahn heraus und that ihn in seine Schwerttasche, aber weil er sehr müde war, legte er sich ins Riedgras und fiel mit seinen Hunden zusammen in tiefen Schlaf.

Der rothe Ritter hatte vom Riedgras aus

den ganzen Kampf angesehn, und wie er den Königssohn schlafen sah, schlich er an ihn heran, erschlug ihn und zerhieb seinen Leib in vier Stücke, daß er nicht wieder zum Leben gebracht werden könnte, und dann nahm er die sieben Köpfe des Drachens und ging in die Stadt.

Als der rothe Ritter weg war, wachten die drei Hunde auf und fingen an vor Schmerz zu heulen, wie sie sahen, daß ihr Herr ermordet war. „Ach hätten wir nur einen Strick ihn wieder zusammenzubinden, ich weiß ein Kraut, das auf der Stelle ins Leben zurückruft," sagte der Wolf. „Hätten wir nur Jemand, der ihn wieder zusammenbinden könnte, einen Strick hole ich," sagte der Löwe. „Zusammenbinden will ihn schon, hätten wir nur den Strick," sagte der Bär. Darauf rannte der Löwe in die Stadt, der Wolf aber ging das Kraut zu suchen, und der Bär bewachte ihres Herrn Leichnam.

Der Löwe rannte zum Seiler und rief ihn an. „Seiler, gib mir einen Strick, sonst zerreiß' ich dich." Der Seiler in seinem Schrecken warf ihm alle seine Stricke hin, und der Löwe lief mit einem Bündel zurück. Unterdeß kam auch der Wolf mit dem Kraute wieder, und der

Bär band den Leichnam seines Herrn wieder zusammen, und der Wolf salbte ihn damit, worauf der Königssohn sich die Augen rieb als wenn er vom Schlafe aufwachte, und aufstand. „O wie lange habe ich geschlafen," sagte er, weil er die Sonne schon so tief gesunken sah, kehrte mit seinen Dienern in die Stadt zurück, und da er an des Königs Pallast vorbeikam, sah er die Königstochter wieder, aber jetzt schaute sie ihn lächelnd an. Dann ging der Königssohn für die Nacht wieder zu der alten Frau.

Am andern Tage als der Königssohn aufwachte, war die Stadt ganz in rothes Tuch gekleidet. „Warum ist jetzt die ganze Stadt in rothes Tuch gekleidet?" fragte der Königssohn. „Weil der rothe Ritter das Ungethüm getödtet hat und die Königstochter befreit, und heute hält er mit ihr Hochzeit," antwortete das alte Weib. Der Königssohn aber ging in den Pallast, wo das ganze Volk sich drängte. Der König führte gerade den rothen Ritter zu seiner Tochter und sagte: „Sieh meine Tochter, dieser Ritter hat das Ungethüm getödtet, darum wird dich von heute an nur der Todtengräber von ihm trennen."

„Königlicher Vater," antwortete die Königs-

tochter, „der ist nicht der Tödter des Unthiers, ich kann seine Gemahlin nicht werden.“

„Doch — dieser hat es getödtet,“ schrie zornig der König, „und zum Zeugniß hat er seine sieben Köpfe mitgebracht, darum mußt du seine Gemahlin werden, wie ich versprochen habe.“ Danach war ein großes Gastmahl, doch die Königstochter saß weinend am Tische, der Königssohn aber ging traurig heim.

„Gib mir zu essen, ich bin hungrig,“ schrie der Wolf, als er zu seiner Herberge kam. „Lauf zum Könige, und hole dir von seinem Tisch zu essen!“ Und der Wolf lief. Der rothe Ritter saß da zwischen dem Könige und seiner Tochter auf sieben rothen Kissen, aber wie er den Wolf hereinkommen sah, fiel ihm vor Schrecken eines von den Polstern herunter; der Wolf aber nahm sich eine Schüssel mit Speise, lief zu seinem Herrn und erzählte ihm was vorgefallen war. „Gib mir zu essen, Herr, ich bin auch hungrig,“ sagte jetzt der Bär, und sein Herr schickte ihn auch ins Schloß; und wie er hereintrat, da fiel unter dem rothen Ritter wieder ein Kissen herunter, was der Bär, da er mit seinem Teller wiederkam, seinem Herrn auch erzählte. Der Löwe, der auch

hungrig war, ging ebenso sich Essen zu holen, und da fiel auch das dritte Kissen unter dem rothen Ritter herunter, so daß er jetzt kaum noch vor dem Tische zu sehen war.

Jetzt kam der Königssohn selbst in den Saal, und wie er hereintrat, fielen alle Kissen unter dem rothen Ritter in seinem Schrecken an den Boden. „Großmächtigster König,“ sagte der Königssohn, „du denkst, daß der rothe Ritter den siebenköpfigen Drachen erschlagen hat?“ „Ja,“ sagte der König, „er hat auch seine sieben Köpfe mitgebracht — hier sind sie.“ „Aber sieh doch nach, großmächtigster König, was in allen Köpfen fehlt.“ Da betrachtete der König die Köpfe des Ungeheuers und sagte verwundert: „wahrhaftig in jedem Kopfe fehlt ein Zahn.“ „Ja so ists,“ sagte der Königssohn, „und hier sind die sieben Drachenzähne.“ Indem nahm er sie aus seiner Säbeltasche und gab sie dem Könige hin. „Großmächtigster König, wenn der rothe Ritter das Unthier erschlagen hat, wie kann ich da zu den Zähnen gekommen sein?“ „Was ist das?“ fragte der König den rothen Ritter mit großem Zorne — „wer hat das Unthier getödtet?“ „Gnade!“ flehte Jener und gestand in seiner Angst Alles,

der König aber ließ ihn hinauspeitschen und mit seinen Hunden aus dem Pallast hinaushetzen. Aber den Königssohn setzte er sogleich als Bräutigam neben seine Tochter zu ihrer großen Freude, und so feierten sie ihre Hochzeit, daß der goldne Wein von Honcida floß bis Boncida. Der Königssohn aber lebte dann glücklich mit der Königstochter, wie Mann und Frau. —

Da geschah es aber eines Tages, daß der Königssohn mit seinen Dienern jagen ging, und da er in dem Walde nach viel Gängen müde und auch hungrig war, machte er unter einem Baume Feuer an, setzte sich dabei und briet Speck. Mit einem Male hörte er, wie Jemand in dem Baume mit zitternder Stimme rief: „Hu wie friert mich!“ Der Königssohn blickte hinauf und sah eine alte Frau im Wipfel des Baumes zittern. „Komm herunter, Mutter,“ sagte er zu ihr, aber die Alte antwortete, noch immer sich vor Frost schüttelnd: „Ich fürchte mich herunterzukommen, weil mich deine Hunde erwürgen, aber schlage sie einmal mit der Ruthe, die ich dir hier herunterreiche, dann thun sie mir nichts.“ Der gute Königssohn dachte nicht daß die Alte eine Hexe wäre, und schlug seine Diener mit der Ruthe, da

wurden sie ohne daß er's merkte alle zu Stein. Als das alte Weib das sah, sprang sie herunter, schnitt sich einen Weidenspieß ab, nahm einen warzigen Frosch, steckte ihn an den Spieß und hielt ihn ins Feuer über den Speck; und sowie der Königssohn die Alte dafür schlagen wollte, da warf sie ihm den warzigen Frosch ins Gesicht, daß er den Schwindel bekam, und weil seine Diener ihm nicht helfen konnten, tödtete ihn die Hexe, schnitt ihn in Stücken, salzte ihn ein und legte ihn in ein Faß.

Die Königstochter wartete traurig auf ihren Mann, aber die Tage vergingen und er kam nicht nach Hause, und die arme Königstochter weinte die Tage und weinte die Nächte.

Indeß kehrte der mittlere Königssohn zu dem Baume zurück, in welchem ihre Messer steckten, und weil er das Messer seines großen Bruders blutig fand, zog er ihm nach. Wie er in die Stadt kam, war sie wieder schwarz behangen. Auch er kehrte bei der alten Frau ein, und auf seine Fragen erzählte sie ihm Alles was sich mit dem andern Königssohn begeben hatte, und daß die Stadt jetzt darum schwarz bekleidet wäre, weil der Königssohn auf der Jagd verschwunden wäre.

Der mittlere Königssohn dachte gleich, das könnte kein Anderer sein als sein großer Bruder, und ging in das Schloß. Da fiel ihm die Königstochter in ihrer Freude um den Hals, weil sie dachte es wäre ihr Mann.

„Schöne Königstochter, ich bin nicht dein Mann," sagte der Königssohn, „ich bin nur deines Mannes jüngerer Bruder." Aber die Königstochter glaubte es nicht, denn sie konnte sich nicht denken, daß ein Mensch dem andern so ähnlich sehen sollte, darum sprach sie den ganzen Tag so mit ihm als mit ihrem Manne, und am Abend mußte er sich auch mit ihr zu Bette legen. Aber der Königssohn legte sein bloßes Schwert zwischen sich und seines Bruders Weib, und sagte: „Wenn du mich anrührst, so haut das Schwert dir sogleich die Hand ab." Die Königstochter wurde darüber sehr traurig, wollte aber einen Versuch machen und legte ihr Tuch herüber, da zerhieb er's gleich mit dem Schwerte; darauf brach die Königstochter in Thränen aus und brachte die ganze Nacht mit Weinen zu.

Am andern Tage früh zog der Königssohn auf die Jagd, weil er seinen Bruder suchen wollte, in denselben Wald, wo er wie er gehört hatte

verschwunden war; aber zu seinem Unglück kam er dort ebenso wie sein Bruder mit der Hexe zusammen, und die Hexe tödtete ihn auch und salzte ihn ein.

Indeß kam auch der jüngste Königssohn wieder zu dem Baume worin ihre Messer waren, und wie er die Messer von seinen beiden Brüdern blutig fand, zog er erst dem Aeltesten auf seinem Wege nach, und als er in die noch immer schwarzverhangene Stadt gekommen war, erfuhr er auch hier von der alten Frau Alles, und ging in den Pallast, wo ihn die Königstochter auch für ihren Mann hielt; er mußte mit ihr schlafen gehn, legte aber ebenso sein Schwert zwischen sie Beide, und zog am andern Tage zum großen Schmerze der Königstochter auf die Jagd. Müde vom Herumziehen machte er sich auch Feuer an und briet sich Speck, und die Hexe reichte ihm auch die Ruthe herunter, aber der Königssohn bemerkte zu seinem Glücke im Dickicht die sechs in Stein verwandelten Hunde, und anstatt daß er seine mit der Ruthe schlug, schlug er die steinernen damit, und sogleich wurden Alle wieder lebendig. Die Zauberin, die von dem Allen nichts sah, kam herunter, da hielten sie aber die Thiere sogleich fest und sie

wurde gezwungen auch ihre Herren wieder lebendig zu machen.

Als nun die beiden Königssöhne wieder auferstanden waren, fielen sie einander alle drei in ihrer Freude um den Hals, ihre Diener aber zerrissen die Hexe; dann gingen sie alle zusammen nach Hause, und die Königstochter freute sich jetzt erst recht, daß sie ihren Mann und ihre Schwäger auf einmal wiederbekam, und war nicht mehr böse darüber, daß sie das Schwert zwischengelegt hatten. Die Stadt wurde unter Jubel wieder mit rothem Tuche behangen, der älteste Königssohn aber lebte noch lange glücklich mit seinem Gemahl und später ward er König; seine zwei Brüder aber kehrten glücklich heim.

I, S. 459.

---

2. Der Traum.

Wo war's, wo war's nicht — das war wohl noch jenseits des Oceanmeeres, da war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. Wie sie eines Morgens aufwachten, fragte der Vater den

Aeltesten: „Was hast du geträumt, mein Sohn?“ „Ja was ich geträumt habe, lieber Vater,“ sagte der, „ich saß an einem gedeckten Tische und aß mich so satt, daß, wie ich mich auf den Bauch klopfte, schallte es so, daß alle Sperlinge im Dorfe davonflogen.“ „Gut, mein Sohn,“ sagte der Vater, „wenn du heint satt geworden bist, so ists damit schon genug; unser Brot ist so schon so schmal, heute brauchst du nicht mehr zu essen.“ Weiter fragte er den Mittelsten: „Was hast du geträumt, mein Sohn?“ „Ach lieber Papa! Ich hatte Stiefeln an mit so schönen Sporen, daß wie ich sie an einander schlug, schallte es über sieben Länder.“ „Gut, mein lieber Sohn,“ sagte der Vater auch zu dem „hast du nun das eine Mal Stiefeln angehabt, so hast du für diesen Winter genug damit.“ Zuletzt fragte er auch den Jüngsten was er geträumt hätte, aber der zögerte es zu sagen. Der Vater nöthigte ihn dazu, aber er schwieg noch immer. Nach den Bitten kamen Drohungen, und als auch das nichts half, fing er an das Kind zu schlagen. „Fliehen ist schimpflich, aber es hilft,“ dem guten Rathe folgte auch unser Junge und lief fort, der Vater ihm nach mit der Ruthe. Als sie nun auf die

Straße kamen, kam auf der Landstraße, die dort vorbeiführt, der König mit sechs goldmähnigen mit Diamant beschlagenen Pferden. Der hielt an und fragte den Vater, warum er sein Kind schlüge. „Darum, großmächtigster König, weil es mir seinen Traum nicht erzählen will.“ „Thue ihm nichts, guter Mann,“ sagte der Fürst, „aber weißt du was? deinen Jungen hier kannst du mir geben, nimm diesen Beutel dafür, ich möchte seinen Traum erfahren und ihn mitnehmen.“ Der Vater war das zufrieden, und der König reiste mit dem Knaben weiter.

Zu Hause rief er das Kind vor sich und fragte ihn aus über seinen Traum, aber der Knabe antwortete auch hier nichts. Und nicht Bitten nicht Drohungen konnten ihn dazu bringen, daß er seinen Traum gesagt hätte. Da wurde der König zornig über seine Halsstarrigkeit und sagte wüthend: „Unartiger Knabe, deinem König ungehorsam sein — weißt du wohl, daß das soviel heißt als den Tod verdienen? Aber einen solchen Tod, daß es dir nicht noch an Zeit fehlen soll darüber nachzudenken, was es heißt dem Könige nicht gehorchen.“

Darauf rief er seine Trabanten und befahl

ihnen, jenen lebendig in das Mauerverließ des Schloßthurms einzumauern. Das Kind hörte das Urtheil ruhig an, aber des Königs schöne Tochter wurde bleich dabei und sank hin, und weidete mit heimlicher Freude ihre Augen an dem schlanken schwarzäugigen Jüngling mit dem Milchgesicht und dem reichen Rabenhaar. Der Knabe wurde weggeführt, aber das Mädchen nahm sich im Geheimen vor, Retterin des anmuthigen Knaben zu werden, zu dem sie im ersten Augenblick Liebe und Zuneigung gefaßt hatte. Darum bestach sie einen von den Arbeitern, daß er unvermerkt einen Stein lose lassen sollte, so daß man ihn herausnehmen und einsetzen könnte. Es geschah so und das schöne Mädchen brachte ihm heimlich Speise in sein Mauerverließ.

Nach diesem geschah es eines Tages, daß sieben milchweiße Rosse, die alle bis aufs Haar einander gleich waren, auf des Fürsten Hof geführt wurden, von dem mächtigen hundsköpfigen Tatarenkönige, mit dem Begehren, sie sollten sagen, wie jedes Pferd von Jahr zu Jahr älter wäre als das andere; und wenn das Keiner herausbekäme, welches das jüngste wäre und wie sie dann nacheinander folgten bis zum ältesten, dann

wollte er das Land mit so viel Tataren überschwemmen, als es Grashalme hätte, und sie Alle spießen und die Königstochter sich zur Frau holen. Der König erschrak bei dieser Nachricht und berieth sich mit den Weisen seines Reiches, aber vergeblich; darum war der ganze Hof in Sorge und Trauer.

Die schöne Königstochter wurde auch traurig und brachte ihrem Geliebten die Speise nicht mehr wie sonst mit Freuden sondern mit thränenden Augen. Da er ihre Thränen sah, fragte er sie nach der Ursache. Da nun die Königstochter ihm ihre Noth geklagt hatte, tröstete er sie und sagte, sie sollte ihrem Vater rathen in sieben Gelten siebenerlei Hafer zu schütten, so daß jeder wieder von einem besondern Jahrgang wäre. Dann sollten sie die Pferde heranlassen, die würden sich nach ihrem Alter an den früher- oder späterjährigen Hafer stellen, und danach sollten sie sie bezeichnen. So geschah es; die Pferde wurden zurückgeschickt mit der Bezeichnung ihres Alters, und der Tatarenfürst mußte die Auflösung bestätigen.

Aber da geschah es wieder, daß ein Stab von ihm ankam, der an beiden Seiten von gleicher

Dicke war, wieder mit der vorigen Drohung, wenn Keiner herausfände an welchem Ende er vom Stamme geschnitten wäre. Der Fürst wurde wieder traurig, und das Mädchen klagte ihren Kummer dem Jüngling, der sagte: „Sei nicht traurig, großmächtigste Königstochter, sondern sage deinem Vater, er soll die Mitte des Stockes genau ausmessen, um hier einen Zwirn herumbinden, und welches Ende nun als das schwerere sich neigen wird wenn er ihn so aufhängt, das wird vom Stamme geschnitten sein.“ Der König that also und da er den Stock mit dem bezeichneten Ende zurücksandte, bestätigte der Tatarenfürst kopfschüttelnd die Auflösung.

„Noch einen Versuch mache ich,“ sagte er zornig, „weil ich sehe, es will sich dort Jemand mit mir messen, dann werden wir sehen wer von uns Beiden das kürzere Ende zieht. Und es geschah nicht lange darauf, daß ein Pfeil an die Mauern des Königsschlosses flog, welcher es wie ein Erdbeben bis in seine Grundfesten erschütterte. Der Schrecken war groß und wurde noch größer, als man auf den Federn an dem Pfeile die frühern Drohungen des tatarischen Fürsten geschrieben las, wenn der König nicht im Stande wäre, ihn

dort herauszuziehn und zurückzuschleudern. Da wurde er noch viel bekümmerter als bis dahin, und kein Schlaf kam auf seine Augen. Er rief die Helden seines Königreiches zusammen, auch alle Glückskinder, wer nur mit einer Eihaut oder einem Weisheitszahne oder einer grauen Haarlocke geboren war, und versprach sein halbes Königreich und seine Tochter Dem, der des Tatarenfürsten Verlangen erfüllen könnte.

Das Mädchen erzählte nun mit kummervollem Gesichte dem Jünglinge auch ihr neues Leid, und der rieth ihr, jetzt, damit Niemand ihre Liebe merken könnte, die Maueröffnung zuzumachen, als wenn niemals einer da durchgekommen wäre, und dann zu reden als hätte sie einen Traum gehabt, daß er noch lebte und im Stande wäre das Verlangte zu vollbringen; er sollte d'rum die Mauern aufreißen lassen.

Das Mädchen that wie ihr gerathen war; der Fürst erstaunte, und nahm die Rede von dem Jünglinge wirklich nur für einen Traum, weil er ihn zwar nicht vergessen hatte, aber seine Asche schon längst von den Mauern begraben glaubte. Aber weil er in so großer Noth war, freute er sich doch und sah in seiner Angst auch den Traum

seiner Tochter als möglich an. Der König ließ also die Mauern aufreißen und ein schöner junger Ritter sprang heraus.

„Du wirst nicht länger Angst haben, mein König!“ rief der Jüngling von Hoffnung begeistert, und indem er mit seiner Rechten den Pfeil herauszog, schleuderte er ihn mit solcher Gewalt ins Tatarenlager hinüber, daß selber die Thurmknöpfe des Fürstenpallastes umstürzten. Als das der Tatarenfürst sah, wollte er jetzt den, der das Alles vollbracht hatte, sehen und auch näher kennen lernen. Da erbot sich der Jüngling zu ihm zu kommen und machte sich mit einem Gefolge von zwölf Rittern auf den Weg zu ihm. Aber weil er die Zauberkunst des Tatarenfürsten auf die Probe stellen wollte, unterschied er sich in gar Nichts von seinen Begleitern, machte sich auch in Waffen, Kleidern und der ganzen Rüstung ihnen so weit es anging gleich.

Der Fürst empfing sie mit großer Pracht, und da er bemerkte, daß sie einander Alle glichen, errieth er die List welche dahinter steckte. Aber um seine Unwissenheit nicht zu verrathen, wollte er nicht fragen, wer der weise Held mit dem starken Arme wäre, sondern trug seiner Mutter, einer

Zauberin, auf es herauszubringen. In dieser Absicht ließ sie die alte Hexe alle in ein Schlafzimmer führen; sie selbst schlich sich in ein Versteck in der Stube. Als die Anwesenden ruhig geworden waren, rief sie so recht zufrieden aus: „Ei wie guten Wein hat doch der Fürst!“ „Freilich guten!“ sagte da einer, „es ist ja Menschenblut d'runter.“ Die alte Hexe merkte sich das Bett aus dem die Worte kamen, und als sie schliefen, schnitt sie ihm etwas vom Zopfe ab, schlich sich leise aus der Stube und hinterbrachte das Zeichen ihrem Sohne. Die Gäste wachten auf, und alsbald bemerkte unser Held das Zeichen, und um es zu vereiteln, schnitt er bei Allen etwas ab. Wie sie nun zu Mittag aßen, wußte der Fürst nicht, woran er sich zu halten hatte.

Die andere Nacht schlich sich des Fürsten Mutter wieder hinein, und sagte wieder: „Ei was für gutes Brot hat der Tatarenfürst!“ „Freilich gutes!“ sagte da ein Anderer, „es ist ja Muttermilch drunter.“ Und als sie schliefen, schnitt sie dem der in dem Bette lag, woher die Stimme gekommen war, ein ganz kleines Schnipschen vom Knebelbart ab, und that das Zeichen ihrem Sohne zu wissen. Diesmal waren sie noch

aufmerksamer aufeinander, und wie sie das Zeichen bemerkten, schnitten sie sich Alle eben so viel von ihren Knebelbärten ab, und am andern Tage wußte der Fürst wieder nicht woran er war.

Den dritten Abend versteckte sich die Alte nochmals und sagte laut vor sich hin: „Ei was für ein schöner Mann ist der Tatarenfürst!" „Freilich schön, weil er ein Bankert ist," antwortete ein Anderer; und als sie schliefen, machte sie an der Helmblende dessen, von dem die Stimme gekommen war, ein kleines Zeichen und that das Zeichen ihrem Sohne zu wissen. Am andern Morgen sah der Fürst die Helme Aller so gezeichnet.

Zuletzt bezwang sich der Fürst und sagte: „Ich sehe es ist unter euch ein größerer Meister als ich bin, aber umsovielmehr wünsche ich ihn zu kennen; darum mag er sich nennen. Ich möchte den sehen und kennen lernen, den seltenen Mann, der weiser und mächtiger sein will als ich." Der Jüngling sprang auf und sagte: „ich habe nicht weiser und stärker sein wollen als du, ich habe nur das vollbracht was du uns aufgegeben hattest, und ich bin auch Der, welcher in den drei Nächten gezeichnet worden ist." „Das ist gut,

Jüngling, jetzt beweise aber deine Worte: wie kann Menschenblut im Weine sein?“ „Laß den Kellermeister kommen und er solls dir sagen,“ war des Jünglings Antwort. Der erschien zitternd und gestand, zur Zeit da er jenen Wein eingefüllt, hätte er sich mit seinem Messer in den Finger geschnitten, und davon wäre ein Tropfen hineingefallen. „Wie aber war Muttermilch in dem Brote?“ fragte der Fürst. „Laß die Bäckerin rufen und sie muß es sagen,“ sprach der Jüngling. Und als diese gefragt wurde, erzählte sie, sie stille jetzt ihr Kind, und weil sie es vorher an der Brust gehabt, so hätte die Milch während dem Kneten wieder zu fließen angefangen und wäre etwas davon hineingeflossen. Die Mutter Zauberin aber, als die Rede auf den letzten Ausspruch des Jünglings kam, gestand jetzt von Neuem, daß der Fürst wirklich ein Bankert wäre.

Da bezähmte der Fürst seinen Zorn nicht länger, sondern rief wüthend in seinem Uebermuth: „Ich werde einen solchen Menschen nicht leiden, der sich mit mir messen kann; ich oder du, einer von uns Beiden muß sterben. Sieh dich vor, Jüngling!“ Und bei diesen Worten stürzte er mit blitzendem Säbel auf ihn los. Den Jüng-

ling rettete nur ein unverhoffter Fehltritt des Fürsten, aber ehe der wieder auf seinen Füßen stand, durchstach er ihn und trug sein Haupt auf den Säbel gespießt heim zum König. „Sieh was mit mir geschehen ist, das war mein Traum," sagte jetzt der siegreiche Jüngling, „aber vorher konnte ich ihn nicht sagen, sonst wäre er wohl nicht wahr geworden." Der König umarmte jetzt den Jüngling, übergab ihm sein halbes Königreich und seine Tochter, und vielleicht leben sie noch glücklich zusammen, wenn sie nicht gestorben sind. I, S. 466.

---

3. Der Teufel und die drei jungen Slaven.

Wo war's, wo war's nicht — im Slavenland war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne. Zu denen sagte er eines Tages: „nun meine Kinder, geht einmal Land und Welt zu sehn. Es gibt ein Land, da badet sich auch die Goldammer in Wein, da ist auch der Hofzaun von Bratwürsten geflochten, und wenn ihr irgend glücklich werden

wollt, müßt ihr vor allen Dingen des Landes Sprache lernen. Die drei Söhne hörten mit Freuden die Beschreibung des wunderbaren Landes an und brannten vor Begierde sich dahin auf den Weg zu machen. Ihr Vater begleitete sie bis auf einen hohen Berggipfel, dahin brauchten sie drei Tage zu gehen, und wie sie oben ankamen, waren sie an der Grenze des gesegneten Landes. Da hing der Vater seinen Kindern einen leeren Ranzen um den Hals, und indem er dem Aeltesten die Richtung vorzeichnete, rief er mit lauter Stimme: „Ach seht ihr dort Ungarn?" und mit diesem Wort nahm er Abschied von ihnen, als hätte er ihnen den Schlüssel zur Glückseligkeit in die Hände gegeben.

Die drei Söhne waren nun allein und zogen langsam nach Ungarn hinein, und ihr größter Wunsch war nach dem Geheiß ihres Vaters, ungarisch zu lernen. Kaum waren sie über die Grenze, so trafen sie auf einen Mann, der sie anredete, wo sie hin wollten und was sie vorhätten. Sie antworteten: „Ungarisch zu lernen." Dann geht nicht weiter, meine Kinder," sagte der Mann, „bei mir könnt ihr das in drei Tagen lernen anstatt eines ganzen Lehrjahres." Die

drei Jünglinge gingen auf seinen Vorschlag ein und am dritten Tage brachte er dem Einen glücklich das Wort bei: „wir alle Drei,“ dem Zweiten: „um einen Käse“ und dem Dritten: „ja, ja so ist's.“ Die drei Slavenknaben freuten sich sehr drüber, wollten nicht mehr lernen und machten sich bald auf die Reise.

Sie gingen langsam weiter und kamen in einen Wald, wo sie auf einen Ermordeten stießen mitten im Wege. Sie betrachteten ihn und nahmen mit Schrecken wahr, daß der Todte ihr Wirth war, den sie eben verlassen hatten. Während sie noch darüber seufzten, kommt auf einmal der Gerichtsdiener und fragt sie aus: „wer hat den Menschen todtgeschlagen?“ Der Eine antwortete weil er nichts Anderes wußte: „wir alle Drei.“ „Und warum?“ fragt er weiter: „um einen Käse,“ sagt der Zweite. „Stehn die Sachen so,“ fährt der Büttel fort, „so werdet ihr gehängt werden.“ Darauf sagte der Dritte: „Ja, ja so ist's.“ Die Knaben werden weggeschleppt bis es zum Sterben kommt. Der Todte war indeß aufgesprungen, während sie fortgeschleppt wurden, hatte sich geschüttelt und seine wahre Gestalt angenommen als Esel, als Wolf, als rußiger

Teufel, und lachte den Slavoniern höhnisch nach, daß sie mit ihrer Dummheit in eine solche Schlinge gegangen wären. II, S. 339.

---

4. Das kleine Zauberpferd.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte zwölf Söhne, und weil er sie zu Hause nicht alle ernähren konnte, schickte er sie in die große Welt hinaus, sie sollten sich selbst ihr Brot verdienen und das Glück versuchen. Zwölf Tage und Nächte ging die Heerde Brüder quer über Berg und Thal, bis sie zuletzt ein reicher König zu Reitknechten annahm und Jedem dreihundert Gulden Jahreslohn versprach. Nun war unter den Pferden des Königs ein sehr mageres häßliches kleines Pferd, das plagten und quälten die elf ältern Brüder fortwährend, weil es so häßlich war, aber der Jüngste sorgte besser dafür als Jene; er suchte alle Brotrinden und Ueberbleibsel zusammen für das kränkliche Pferdchen, deswegen verspotteten ihn denn auch seine Brüder oft, ja zu-

letzt verachteten sie ihn ganz, als wäre er närrisch. Aber er ließ sich den Spott ganz ruhig gefallen und die Verhöhnungen, ebenso ruhig wie das Pferdchen die Quälereien.

Als nun das Jahr zu Ende kam, erhielten die Jünglinge allen ihren Lohn, und zur Belohnung wurde Jedem freigestellt, sich von den Pferden des Königs eins auszusuchen. Die elf ältern Brüder suchten sich von den schönen Pferden die schönsten aus, aber der Kleinste verlangte für sich nur das arme verkrüppelte Pferdchen. Sein Brüder suchten es ihm auszureden, aber umsonst; er wollte kein anderes. Jetzt verrieth dem Jüngling das kleine Pferd, daß es ein Zauberpferd wäre und daß es sich, wenn man es wünschte, in das schönste Streitroß verwandeln und den Reiter so schnell wie der Blitz davon tragen könnte.

Nun machten sich die zwölf Brüder auf den Heimweg; stolz sprengten und galloppirten die prächtigen Rosse mit den elf ältern dahin, während der Jüngste sein eigenes Pferd hinter sich am Halfterband nachschleppte. Als sie nun an eine Pfütze kamen, blieb das schlechte Pferdchen darin stecken, und die andern Brüder welche schon

voraus waren kehrten voll Aerger wieder um, ihrem kleinen Bruder aus dem Sumpfe herauszuhelfen. Nach einem Weilchen sank der Jüngste wieder in einen Sumpf und wieder zogen ihn die Andern fluchend heraus. Aber das dritte Mal daß er einsank, hörten sie nicht mehr auf sein Rufen. „Laß sie gehn,“ sagte da das Zauberpferd und fragte ihn: „sind sie schon weit?“ „Ja,“ antwortete der Jüngling. Eine Weile darauf fragte das Zauberpferd wieder: „kann man sie noch sehen?“ „Wie schwarze Punkte fliegen sie ganz in der Ferne,“ antwortete sein Herr. „Kann man sie jetzt noch sehn?“ fragte das Pferd, nachdem wieder einige Zeit vergangen war. „Nein,“ war da die Antwort. Jetzt sprang das Zauberpferd aus der Lache heraus, setzte schnell wie der Blitz den Jüngling auf seinen Rücken und flog dahin, so daß es die Andern weit hinter sich ließ. Zu Hause angekommen, verwandelte sich das Zauberpferd wieder in die häßliche Mähre die es vorher gewesen war, und ging auf den Misthaufen um zu weiden. Der Jüngling aber streckte sich unbemerkt hinter den Ofen.

Als die Andern angelangt waren, zeigten sie ihrem Vater ihr Geld und ihre Pferde, und auf

die Fragen nach dem Kleinsten antworteten sie, der hätte den Verstand verloren, hätte sich ein schlechtes krüppeliges Pferd zur Belohnung ausgesucht, gerade so eins wie das welches dort auf dem Misthaufen weidete, und wäre nun mit dem Pferde in einer Lache unterwegs stecken geblieben und dort wohl auch gestorben. „Das ist nicht wahr, sagte da der Jüngste vom Ofen her und kam herunter zum Erstaunen Aller.

Nachdem sich die Jünglinge nun ein Paar Tage bei ihrem Vater aufgehalten, machten sie sich wieder auf den Weg und zogen aus sich eine Frau zu suchen. So reisten sie schon durch sieben Länder und sieben Dörfer, aber nirgends fanden sie zwölf Mädchen die ihnen gefallen hätten; zuletzt als der Tag schon zur Dämmerung neigte, sahen sie eine Hexe, welche mit zwölf Stuten pflügte. Die fragte sie, was sie suchten, und als sie den Zweck ihrer Reise vernommen hatte, erbot sie sich, ihnen zwölf Mädchen zu zeigen. Die Jünglinge gingen darauf ein, und die Hexe führte die Jünglinge in ihr Haus nachdem sie die zwölf Stuten heimgetrieben, und zeigte ihnen dann die Mädchen, welche sie aus den Stuten, die sie eben gesehen hatten, zu Mädchen entzaubert hatte. Am

Abend legte sie bei jedes Mädchen einen Jüngling, die älteste zum ältesten und so nach der Reihe, dem jüngsten gab sie das jüngste und anmuthigste goldhaarige Mädchen.

Diese entdeckte nun dem Jüngling, daß ihre Mutter die elf ältern Brüder ermorden wollte; um sie nun zu retten stand der Jüngste, sobald Alle fest schliefen, vom Bett auf und legte alle seine Brüder an die Wand, an ihre Stelle aber die Mädchen an den Rand des Bettes, und dann legte er sich selbst wieder an seine frühere Stelle.

Kurze Zeit nachher kam die Hexe und hieb mit einem großen Schwerte den elf am Rand liegenden den Kopf ab, dann ging sie wieder schlafen. Jetzt stand der Jüngling wieder auf, weckte seine Brüder und erzählte ihnen wie er sie gerettet hätte, und forderte sie auf zur Abreise. Sie eilten darum weg, ihr jüngster Bruder aber blieb bis zum Tagesanbruch.

Sobald der Morgen graute und er merkte, daß die Hexe sich näherte und die Betten untersuchen wollte, erhob er sich und setzte sich mit seinem goldhaarigen Mädchen auf sein Zauberpferd. Wie die alte Hexe den Betrug merkte, griff sie nach ihrer Ofengabel, verwandelte sie in ein

Zauberpferd und jagte hinter ihnen drein. Als sie sie schon beinahe erreichte, gab das kleine Zauberpferd dem Jüngling einen Striegel, eine Bürste und einen Frieslappen, davon sollte er zuerst den Striegel hinter sich werfen, und wenn das nicht mehr helfe, die Bürste, und in der letzten Noth auch den Frieslappen. Da warf er den Striegel hinter sich und sogleich entstand ein so finsterer Wald zwischen ihnen wie die Zähne des Striegels; während die Hexe sich mitten durch diesen durchgearbeitet hatte, war das verfolgte Paar schon weit voraus. Als sie nun das zweite Mal an sie herankam, warf der Jüngling die Bürste hin und aus deren Borsten wuchs ein ebenso finsterer Wald zwischen ihnen in die Höhe. Mit großer Mühe zwängte sich die Hexe auch durch diesen quer durch, jetzt drohte ihre Nähe wieder, da warf der Jüngling den Frieslappen von sich und ein so dichter Wald entstand zwischen ihnen und der Hexe, daß es aussah als wäre das Ganze nur ein Baum. Da aber verwandelte sich die Hexe, weil sie hier ungeachtet aller ihrer Anstrengungen nicht durchzudringen im Stande war, in eine Taube um darüber wegzufliegen; aber kaum bemerkte dies das Zauberpferd, als es plötzlich in

Gestalt eines Geiers auf die Taube losstürzte und sie mit ihren Fängen zerriß, und so rettete es den Jüngling und das schöne goldhaarige Mädchen vor der Wuth der abscheulichen Hexe. Während nun die elf ältern Brüder von Neuem gingen sich Frauen zu suchen, nahm der jüngste sein schönes goldhaariges Mädchen zur Frau und lebte heiter und ohne Sorgen mit ihr, und wenn sie nicht gestorben sind, heute noch.

II, S. 364.

---

5. Die drei Königstöchter.

Wo's war, wo's nicht war, das sag' ich nicht, genug damit, daß ein zersprungener zerklungener Kachelofen war, wo kein Loch drin war, da war alles gut, da buken sie Kuchen drinne, da ist auch das gegessen worden. Nun also auf den Bergen von Komorn, auf den gläsernen Brücken, an dem schönen goldenen Lampenstock, da lag einmal ein Debreciner Schafpelz, der hatte neunund-

neunzig Falten, und aus den neunundneunzig Falten habe ich folgende Worte herausgelesen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, aber der König war so arm daß er seine Familie kaum ernähren konnte; darum sagte seine Frau, welches die Stiefmutter der drei Mädchen war, einmal in der Nacht zu ihrem Manne, er sollte am Morgen die Mädchen in den Wald führen und sie dort im Dickicht allein lassen, daß sie sich nicht mehr zu Hause fänden. Das hörte die Jüngste und machte sich auf, während der König und die Königin noch schliefen, um ihre Gode (welches eine Zauberin war) um einen Rath zu bitten. Das kleine Zauberpferd ihrer Gode wartete schon an der Hofthüre auf sie, und als sie sich auf seinen Rücken gesetzt hatte trug es sie im Handumdrehn zu der Zauberin. Diese wußte recht gut was das Mädchen wollte, und gab ihr darum einen Knaul Zwirn, den sollte sie im Walde immer hinter sich abrollen lassen, damit sie sich an dem Faden so heimfänden. Aber sie gab ihr's nur mit der Bedingung, daß sie ihre beiden großen Schwestern nicht mit nach Hause führte, denn die waren sehr böse und hochmüthig.

Wirklich nahm am andern Tage die Stief-

mutter ihre Töchter mit, wie sie sagte, um Reisholz im Walde zu lesen; und nachdem sie eine gute Weile herumgelaufen waren, nöthigte sie sie sich auszuruhn. Sie setzten sich also unter einen Baum, aber alle drei schliefen gleich ein, und wie die Stiefmutter das sah, eilte sie während des heim. Als die Mädchen aufwachten und ihre Mutter nicht mehr sahen, zerflossen die beiden in Thränen, aber die Jüngste versicherte ihnen fest sie wüßte den Weg und ginge heim, sie beide aber würde sie nicht mitnehmen. Indeß bestürmten sie die beiden Aeltern so lange mit Schmeicheln und Bitten, daß sie zuletzt ihrem Wunsche nachgab. Wie sie nun nach Hause kamen, nahm sie der Vater mit offenen Armen auf, die Stiefmutter aber mit verstellter Freude.

Aber in der Nacht erklärte sie wieder dem Könige sie würde sie noch tiefer in den Wald hineinführen. Die Jüngste hörte das Gespräch wiederum, und wie in der vergangenen Nacht flog sie auf ihrem Zauberpferdchen zu ihrer Gode. Die aber schalt sie aus, daß sie ihre bösen Schwestern mit heimgebracht hätte, und unter der Bedingung, daß sie es jetzt auf keinen Fall thäte, gab sie ihr für diesmal ein Aschensäckchen, wor-

aus sie ihren ganzen Weg den sie gehn würden bestreuen sollte, damit sie ihn nicht verlöre. Die Mädchen wurden also wieder in den Wald geführt und wieder dort allein gelassen, aber die Jüngste, welche durch die Aschenspur den Heimweg wußte, führte ihre Schwestern auf ihr vieles Versprechen und Bitten auch diesmal wieder heim. Zu Hause wurden sie so empfangen wie das erste Mal, aber in der Nacht wurde es zum dritten Male beschlossen, die Mädchen wegzuführen.

Die Jüngste hörte es auch dies Mal, aber sie hatte keinen Muth mehr zu ihrer Gode zu gehen, und dann dachte sie auch, sie könnte sich nun vielleicht selber helfen, darum nahm sie einen Sack Erbsen mit, und überall wo sie gingen, da streute sie die Erbsen ordentlich hinter sich. Von ihrer Mutter allein gelassen zerflossen die Beiden wieder vor Weinen, bis Jene fröhlich sagte, sie könnte sie auch das Mal nach Hause führen, und nachdem sie sich durch das Drängen und Flehen ihrer Schwestern wieder hatte bewegen lassen, machten sie sich auf den Weg.

Aber wie erschraken sie, als sich auch nicht ein Körnchen von den ausgestreuten Erbsen vorfand, weil die Vögel alle aufgefressen hatten. Da ent=

stand allgemeines Weinen und die drei verlassenen Mädchen irrten den ganzen Tag ohne Weg und Steg durch den Wald hin und her, und erst mit Sonnenuntergang kamen sie an eine Quelle, aus der sie ihren Durst löschten. Da fanden sie einen Eichelkern unter einer Eiche wo sie ruhen wollten; den pflanzten sie und trugen in ihrem Munde aus der Quelle Wasser zu um ihn zu begießen. Am andern Tage war er schon so hoch wie ein Thurm emporgewachsen, und die Jüngste stieg hinauf, um zu sehn ob nicht in der Nähe eine menschliche Wohnung wäre; da sie aber nichts sahen, brachten sie den Tag wieder mit Weinen und Herumlaufen zu.

Am folgenden Morgen war der Baum schon zwei Thürme hoch, aber auch jetzt sah sich die Jüngste vergebens von seinem Gipfel aus um. Nach Verlauf des dritten Tages war der Baum schon so hoch wie drei Thürme und nun beschaute das kleine Mädchen von seinem Wipfel die Umgegend nicht mehr vergebens, denn sie bemerkte in der Ferne ein erleuchtetes Fenster, sprang von der Eiche herunter und führte ihre Schwestern dorthin. Diese aber thaten ihr nun die schmählichste Kränkung an, nahmen ihr alle ihre Kleider

welche sie sich aus Vorsorge in einem Bündelchen von Hause mitgenommen hatte, und zwangen sie, ganz schlechte statt dessen zu tragen; wenn sie ihnen etwas sagen wollte, schlugen sie sie und befahlen ihr, wo sie auch hinkommen möchten sollte sie sie für reiche Königstöchter ausgeben, und sie immer als Magd bedienen.

So irrten sie drei Tage und drei Nächte weiter, bis sie zuletzt vor ein ungeheures, großartiges und prächtiges Schloß kamen. Zuversichtlich und mit fester Hoffnung traten sie in den schönen Pallast, aber wie erschraken sie als sie eine Riesenfrau von Thurmhöhe erblickten, welche ein Auge wie ein Teller auf der Stirne hatte, gerade in der Mitte, und Reihen von großen spannenlangen Zähnen sehen ließ. „Gott grüß' euch, Kinderchen!" schnarrte sie die Riesenfrau an, das gibt einen guten Braten von euch." Bei diesen Worten schauerten alle drei zusammen, aber die Jüngste versprach ihr schmeichelnd, wenn sie ihnen nichts thäte, so wollte sie ihr den schönsten Putz für sie zurechtmachen. So brachten sie die Frau mit den großen Zähnen herum und diese versteckte die Mädchen in einen Schrank, damit ihr Mann der gerade zurückkehrte sie nicht merkte.

Dieser, der aber noch viel größer war als seine Frau, schnüffelte hin und her, forderte Menschenfleisch von seiner Frau, und drohte, er wollte sie auffressen, wenn sie ihm keins gäbe. Die Mädchen wurden also vorgeholt, aber auch diesmal erlangten sie noch Gnade, nachdem sie versprochen recht leckere Speisen für den brummigen Herrn Gemahl zu kochen. Der Hauptgrund dieser Begnadigung war aber der, daß der Mann die Mädchen in Abwesenheit seiner Frau allein zu verzehren gedachte, und daß die Frau in ihrem Hirnkasten ungefähr dieselben Pläne brütete.

Die Mädchen waren jetzt alsbald beim Backen und Kochen; die beiden ältern kneteten den Teig, während die Jüngste den höllischgroßen Ofen heizte. Nach einer Weile wie er schon brav heiß war, rief das schlaue Mädchen den Riesen zu sich, und indem sie einen Topf mit Fett in den Ofen stellte, forderte sie ihn auf mit der Zunge einmal zu kosten, ob das Fett gehörig heiß wäre; wenn es das wäre dann wäre der Ofen stark genug geheizt. Der Fleischberg that wie ihm gesagt war, aber kaum hatte er den Kopf hineingesteckt als ihn das Mädchen hineinstieß, und so war er ein Kind des Todes, in dem heißen feurigen Ofen.

Als die Riesin das sah gerieth sie in Gift und Galle, und wollte sie schon auffressen, hätte das kleine Mädchen sie nicht beschwatzt sich vorher von ihr schön putzen zu lassen. Dazu stellte sie sich hin und brachte es zu wege daß das kleine Mädchen ihr auf den Kopf kriechen konnte, um das Ungeheuer auszukämmen: Aber statt zu kämmen, schlug die flinke Kleine die Frau mit einer eisernen Klammer so auf den Kopf, daß sie auch todt hinstürzte. Die todten Leiber schleppten die Mädchen auf vierundzwanzig Paar Ochsen hinaus und waren nun unumschränkte Besitzerinnen des großen Schlosses.

Am folgenden Sonntag machten die beiden Aelteren einen Spaziergang in die Hauptstadt zu einem Tanzvergnügen. Wie sie weg waren, durchsuchte ihre kleine Schwester, die als Magd zu Haus geblieben war, alle Säle, Vorsäle und Zimmer im Schlosse wieder und immer wieder; während sie das that, fiel ihr Auge zufällig auf etwas Glänzendes im Schornstein, sie warf mit einem Steine danach und der schönste goldene Schlüssel fiel ihr in die Hand. Jetzt probirte sie ihn an allen Thüren und allen Schränken, aber erst nach langem Suchen war sie im Stande ein

kleines Schränkchen damit zu öffnen, hier aber wartete eine sehr große Freude auf sie, denn das Spind war voll von Frauenkleidern und Schmucksachen welche wie für sie gemacht schienen. Auf der Stelle zog sie ein silbernes Kleid an das sie ebenfalls zum Tanzvergnügen bringen sollte, das kleine Zauberpferd wartete schon draußen und schnell wie der Wind sprengte sie dahin.

Sowie sie in den Tanzsaal trat, richteten sich alle Augen auf sie und die vornehmsten Männer und Jünglinge brachen sich Arme und Beine um sie zur Tänzerin zu bekommen. Ihre Schwestern welche bis dahin die Zierde und die Seele des Tages gewesen waren, wurden jetzt ganz vergessen. Nachdem sie sich ein paar Stunden aufgehalten verschwand die Dame plötzlich wieder, und nachher empfing sie ihre Schwestern, wie sie wieder zu Hause kamen, in ihrem ersten schlechten Kleide. Diese erzählten ihrer kleinen Schwester daß sie sich zuerst sehr gut unterhalten hätten, aber hernach wären sie von einem unverschämten Frauenzimmer ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Das kleine Mädchen fragte sie lachend, „wenn ich nun diese Dame gewesen wäre?“ dafür

bekam sie von ihren Schwestern einige Prügel, und wurde tüchtig ausgezankt.

Am zweiten Sonntag geschah es wieder so, nur daß die Jüngste diesmal in einem goldenen Kleide dort war, sonst ging zuletzt alles ebenso, auch bekam sie zu Hause wieder die Schläge und wurde geschimpft. Am dritten Sonntage ritt das kleine Mädchen im Diamantkleide zum Tanzvergnügen, und wieder war sie die Seele des Abends, aber diesmal gaben die Jünglinge, welche sie dort zu halten wünschten, gegen das Ende des Balles genau Acht daß sie nicht wieder verschwände; als sie darum ihre Flucht versuchte, mußte sie sich so sputen, daß sie einen Schuh auf dem Corridor verlor und keine Zeit mehr hatte danach zu greifen. Uebrigens fanden sie aber ihre Schwestern auch diesmal zu Hause.

Der Schuh kam in den Besitz des Königssohns und dieser verbarg ihn sorgfältig. Nach einiger Zeit wurde der Königssohn sehr krank, die besten Aerzte waren nicht im Stande ihm zu helfen, und der Vater war schon in Verzweiflung um seinen Sohn, da erklärte ihm ein fremder Arzt, dieser Krankheit könnte nur mit einer Hochzeit geholfen werden, denn der Jüngling wäre

liebeskrank. Der Vater bat ihn darum, seine Liebe zu gestehen und er sollte seine Ersehnte haben wer sie auch sein möchte. Der Jüngling zeigte den Schuh und gestand, er wünschte nur die welcher der Schuh gehöre. Es wurde daher im ganzen Reiche bekannt gemacht, folgenden Sonntag sollten alle Frauen des Landes zusammenkommen um den Schuh zu probiren, und welcher er vollkommen an den Fuß paßte, die sollte des Königssohnes Frau werden.

Am Sonntag strömten nun die Weiber in großen Haufen in die Hauptstadt, und von den drei Schwestern blieben die beiden ältesten auch nicht zurück, nachdem sie mit der Hülfe ihrer kleinen Schwester ihren Fuß mit einem Messer tüchtig abgeschabt hatten, damit er kleiner wäre. Als sie weg waren machte sich auch die Jüngste auf, schlug den Bruder des verlornen Schuhes in ein Tuch, schwang sich in ihrem schönsten Kleide auf ihr Zauberpferd und sprengte zu dem angesagten Platze. Unterwegs traf sie ihre Schwestern, und machte einen Satz in eine Pfütze, so daß sie sie ganz mit Schmutz bespritzte. So wie sie erschien, krachten hundert Kanonenschüsse und alle Glocken klangen; aber sie wollte ihren Schuh ohne Probe

nicht anerkennen und machte darum die Probe. Der Schuh paßte an ihren Fuß wie angegossen, und nachdem sie auch den andern vorgezeigt hatte, wurde sie mit dreihundert Kanonenschüssen als die künftige Königin begrüßt. Sie nahm die Begrüßung an, aber nur unter der Bedingung, daß der König ihrem Vater sein verlornes Königreich wiedergäbe. Als das geschehen war, wurde sie die Frau des Königssohnes, ihre Schwestern aber wurden wieder zurückgeführt zu dem jetzt reichen und mächtigen Könige, ihrem Vater, wo sie noch leben wenn sie nicht gestorben sind.

II, S. 354.

---

6. Die junge Gräfin.

Wo war's, wo war's nicht; ein zersprungener zerklungener Ofen hatte kein Stückchen Wand mehr; es war einmal eine Stadt, da wohnte eine ungeheuer reiche Gräfin. Die Gräfin hatte eine ausgezeichnet schöne Tochter, ganz allein. Da

nun das Gerücht von ihrer Schönheit und ihrem Reichthum groß war, umschwärmten sie die Großen des Landes als Freier. Unter manchen Andern kamen zu ihrem Hause auch einmal drei junge Grafen, drei Brüder, welche ein Schloß nicht weit von der Stadt in einem schönen Walde hatten. Diese schienen nach ihrer ganzen Ausrüstung viel reicher zu sein als die andern Alle, wie sich aus ihrem Vermögen abnehmen ließ, aber woher und wie wußte Niemand.

Die Grafen waren bald tägliche Gäste im Hause, ohne daß Jene sie einmal wieder besucht hätten, und darum wiederholten sie dem Mädchen bald jeden Tag ihre Bitten sie doch auch einmal zu besuchen.

Das Mädchen verschwieg nun diese Bitte solange bis sie sich einmal zu einem Spaziergang zurecht machte in eben den Wald, wo die Grafen wohnten, wie sie gesagt hatten. Ihrer Mutter fiel es auf daß sie gerade dahin ging, aber weil sie ihre eigentliche Absicht verschwieg, so gab die Mutter ihren Bitten nach. Das Mädchen ging, und die Schönheit des Waldes, anderntheils auch ihre Neugier lockte sie allmählich immer tiefer hinein, bis sie unvermerkt so weit gekommen war,

daß die Thürme eines prachtvollen Pallastes ihr in die Augen fielen. Da sie sich nun so nahe am Schlosse sah, wurde sie noch neugieriger und schritt langsam in den Hof hinein. Alles zeigte ihr hier daß das Schloß bewohnt würde, und gleichwohl konnte sie keine menschliche Seele dabei entdecken. Das Mädchen ging weiter und kam an den Haupteingang. Weiße Marmortreppen breiteten sich vor ihr aus, und das Mädchen, von dem Glanz der ihr Auge traf beinahe geblendet, stieg hinauf die Stufen zählend. „Hundert," sagte das Mädchen halblaut, wie sie nach der ersten Reihe Stufen zu dem Wendeabsatz gekommen war. Hier sah sie sich um, und ein in einen Käfig eingesperrter Vogel fiel ihr ins Auge. „Mädchen, nimm dich in Acht!" rief er ihr zu, aber das Mädchen von Glanz und Neugierde bethört, ging ohne auf die Worte des Vogels irgend zu achten, immer weiter die Stufen zählend. „Hundert," sagte das Mädchen wieder als sie zu dem Corridor gekommen war; aber auch bis jetzt hatte sie noch Nichts gesehen, und da sie so irgend Etwas glaubte finden zu können, machte sie die erste Thüre auf. Darinnen war es über alle Beschreibung prächtig, überall so wie sie es

zu Hause nie gesehn hatte; aber auch hier war Niemand.

Sie ging in die nächste Stube, und hier fand sie unter anderm Hausrath auch drei Betten; das konnte, dachte sie bei sich, die Schlafstube der Grafen sein, und so ging sie weiter. Das Zimmer in das sie nun kam, war mit allen nur denkbaren Waffenstücken ausgeziert. Das Mädchen ging staunend dennoch weiter und das nächste Zimmer war voll von geistlichen und weltlichen, männlichen und weiblichen, mit einem Wort allen möglichen Kleidungsstücken. Das Mädchen ging wieder weiter und fand dort eine Frauengestalt aus lauter scharfen Rasirmessern zusammengesetzt, welche wie es schien, mit offenen Armen über einen Abgrund gestellt war. Bei diesem Anblick entsetzte sich aber das Mädchen und die Furcht trieb sie zurück. Zitternd ging sie der Reihe nach durch die frühern Zimmer, aber als sie in das Schlafzimmer trat, schlug Männergespräch an ihr Ohr. Der Muth brach ihr weiter zu gehn, und da sie Schritte sich nähern hörte, verbarg sie sich unter einem Bette. Die Männer kamen, es waren die drei Grafensöhne, welche ein schönes Mädchen mit sich schleppten, in der die zitternde

Gräfin unter dem Bette, nach dem Ton ihrer Stimme eine Freundin von sich erkannte. Sie befreiten jetzt das Mädchen von allem was sie hatte, und da einer von ihren Diamantringen am Finger so fest saß daß er nicht abging, hieb ihr einer von Jenen den Finger ab, welcher gerade unter das Bett rollte, wo ihre Freundin war. Einer von ihnen wollte den Ring suchen, aber die Andern riefen ihm zu: „Du findest ihn auch ein ander Mal," da ließen sie ihn dort liegen, und nachdem sie dem Mädchen alle Kleider ausgezogen hatten, führten sie sie in ein anderes Zimmer, wo es einige Zeit darauf klang, als würde sie von der Messerfigur unter dumpfem Stöhnen zerschnitten, und die zerstückelten Ueberreste des unglücklichen Opfers fielen in den Abgrund.

Die jungen Grafen kamen wieder und einer fing von Neuem an nach dem Ring zu suchen, während die unter dem Bette Versteckte Todesschweiß vergoß. „Er bleibt uns auch so, morgen wird er sich schon finden," sagte auch dies Mal Einer, und forderte seine Kameraden zum Schlafengehn auf. Und dabei blieb's, sie verschoben das Suchen bis zum andern Morgen. Sie gin-

gen zur Ruh, und die Gräfin fing in ihrem Versteck an freier zu athmen. Jetzt tappte sie behutsam herum, fand den Ring und nahm ihn zu sich, und sowie sie merkte, daß die Grafen in tiefem Schlafe lagen, schlich sie sich leise heraus, ließ aber die Thür hinter sich offen.

Am andern Tage kamen die Grafen wieder zu dem Fräulein auf Besuch, und diese erzählte ihnen wie sie im Traume in ihr Schloß gekommen wäre; wie sie auf Marmorstufen hinaufgestiegen wäre und es bis zum Absatz hundert gewesen wären, und von da bis zum Corridor wieder hundert. Die Grafen wunderten sich aus Schmeichelei über den Traum, und bestätigten, daß es in der That gerade so bei ihnen wäre. Dann erzählte sie, wie sie aus einem Zimmer ins andere gegangen wäre, und was sie in jedem gesehen hätte; aber als der Traum bis zu der Scheermesserfigur kam, fingen sie an zu zweifeln, als wenn sich einiger Argwohn regte. Aber wie sie nun ihre Rückkehr mit dem Mädchen erzählte und zum Beweise Finger und Ring vorzeigte: da riefen die Grafen zitternd aus: „Wir sind verrathen“ und wollten fliehen; dafür war aber schon gesorgt, sie rannten nur den Dienern welche

schon auf sie warteten, in die Hände. Bei der Untersuchung kamen jetzt alle ihre unzähligen im Geheim vollbrachten Gräuelthaten ans Licht und sie wurden geköpft. II, S. 340.

7. Der unsichtbare Schäferjunge.

Wo war's, wo war's nicht — es war einmal ein armer Mann, der hatte einen sehr frommen Sohn, der war Schafhirt. Eines Tages weidete er seine Schafe in einer sehr felsigen Gegend, und wie einer, dem heftige Wünsche die Brust sprengen wollen, stieß er tiefe Seufzer gegen den Himmel aus. Auf ein leises Geräusch sah er hinter sich, und der heilige Petrus trat ihm entgegen als ein alter grauer Mann. „Was seufzest Du so mein Sohn?" fragte er ihn, „und was wünschest Du?" „Nichts weiter," antwortete der mit Ehrfurcht, „als einen Ranzen der niemals voll wird, und einen Pelz, in dem man einen nicht sieht, wenn man sich drein wickelt."

Es geschah wie er gewünscht hatte und der graue Petrus verschwand. Jetzt ließ der Knabe sein Hirtenwesen liegen und machte sich auf in die Hauptstadt, wo er Aussicht hatte sein Glück zu machen. Denn hier lebte ein König, der hatte zwölf Töchter, von denen elf alle Nacht mindestens sechs Paar Schuhe verbrauchten. Ihr Vater ärgerte sich sehr darüber, weil das einen guten Theil seiner Einkünfte verzehrte und weil Mancher darum nicht gut dachte von seinen Töchtern, aber doch konnte ihnen nie einer mit aller List auf die Spur kommen. Der König versprach zuletzt seine jüngste Tochter dem, der das Geheimniß ans Tageslicht brächte.

Dies Versprechen lockte ungeheuer viel Freier in die Hauptstadt, welche aber von den Mädchen nur ausgelacht wurden und beschämt wieder abzogen. Der Schäferjunge meldete sich auch im Vertrauen auf seinen Pelz; und die Mädchen maßen ihn nicht wie sonst mit höhnischen Blicken. Die Nacht kam und der Junge in seinen Pelz gewickelt legte sich an die Stubenthüre wo sie schliefen, und huschte unter sie als sie schlafen gingen. Es war Mitternacht geworden, da kam ein Geist, ging bei ihnen herum und weckte sie. Jetzt war große

Thätigkeit; sie zogen sich an, putzten sich und stopften einen Reisesack voll Schuhe. Die Kleinste aber wußte von all diesem Getreibe nichts. Darum weckte der unsichtbare Schäferjunge unvermerkt auch diese, was die übrigen Schwestern mit Schrecken wahrnahmen. Da es aber nun einmal geschehen war, hielten sie es für das Beste, sie auch zu sich zu locken, wozu sich das Mädchen auch nach einigem Zögern verstand. Als so alles fertig war, stellte der Geist ein Becken auf den Tisch, Jede bestrich daraus ihre Schultern und alsbald wuchsen ihnen Flügel an. Der Schäferjunge that desgleichen, und wie sie alle zum Fenster hinausflogen flog er ihnen nach.

Nachdem sie einige Stunden geflogen waren, kamen sie in einen großen kupfernen Wald und darin an einen Brunnen mit kupferner Einfassung, auf der zwölf kupferne Becher standen. Hier erfrischten sie sich und die Mädchen tranken, aber die Jüngste, die die Reise zum ersten Male mitmachte, sah sich immer ängstlich um. Auch der Jüngling trank, als sie sich wieder auf den Weg machten, und steckte einen Becher und etwas abgestreiftes Laub in seinen Ranzen. Da klirrte der Baum und zuletzt zog ein Klang durch den

ganzen Wald. Das kleinste Mädchen bemerkte das und machte ihre Schwestern aufmerksam daß Jemand hinter ihnen herkäme, die aber hielten ihren Weg für so sicher, daß sie sie nur auslachten. Indeß flogen sie weiter und nicht lange so kamen sie an einen silbernen Wald und darin an einen Brunnen mit silbernem Geländer. Auch hier tranken sie wie vorher, der Jüngling steckte wieder einen Becher und einen silbernen Zanken in sein Ränzchen, und bei dem Geräusch, daß das Zweigabbrechen machte, machte die Kleinste wieder ihre Schwestern aufmerksam, aber wie das erste Mal auch diesmal, ohne daß es etwas half. Jetzt kamen sie auch aus diesem Walde heraus und gelangten in einen goldenen Wald, wo ein Brunnen mit Goldgeländer und Goldbechern war. Auch hier machten sie Halt, tranken, der Jüngling nahm einen Goldbecher und Zweig in seinem Ränzchen mit, und bei dem Knacken erinnerte die Kleinste wieder ihre Schwestern ohne daß es half.

Als sie aus dem Wald heraus waren, kamen sie an einen ungeheuern Felsberg, dessen moosige Gipfel mit entsetzlicher Steile gen Himmel ragten. Hier machten sie alle Halt, der Geist schlug mit einer goldenen Ruthe an den Felsen, worauf

er aufsprang und Alle durch die Oeffnung hineingingen, aber auch der Jüngling mit ihnen. Jetzt traten sie in ein prachtvolles Zimmer, welches sich in einen Saal öffnete, der mit noch weit feenhafterem Glanze ausgeschmückt war. Von hier kamen ihnen zwölf wunderschöne Feenjünglinge entgegen. Die Dienerschaft vermehrte sich von Minute zu Minute und war eifrig beschäftigt, Alles einzurichten, was zu einem prächtigen Balle gehört. Jetzt ertönte eine zauberische Musik, die Thüren eines ungeheuer großen Tanzsaales öffneten sich und nun floß die rauschende Lust ohne Aufhören.

Gegen den Morgen machten sich die Mädchen (und der Schäferjunge war auch mit dabei) auf den Weg den sie hergekommen waren, legten sich zu Hause hin und als wäre gar nichts vorgefallen — was aber die ganz zerlumpten Schuhe widerlegten — standen sie zur gewöhnlichen Zeit auf. Der König wartete schon ungeduldig, was ihm der Schäferjunge für Nachricht bringen würde; und dieser erzählte ihm wenige Minuten darauf Alles was vorgefallen war. Die Mädchen wurden gerufen und läugneten Alles, aber die Becher und Baumzweige zeugten gegen sie, ebenso die

kleinste Tochter welche der Schäferknabe eben deswegen geweckt hatte. Nun erfüllte der König sein Versprechen; die elf Mädchen aber wurden als Zauberinnen verbrannt. II, S. 352.

---

8. Die redende Weintraube, der lachende Apfel und die klingende Pfirsich.

Wo war's, wo war's nicht — das war über die sieben Länder weg, da war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Einmal reiste der König auf den Jahrmarkt und sprach zu seinen Töchtern: „Was soll ich euch vom Markte mitbringen, liebe Kinder?“ Die Aelteste sagte: „mir ein goldenes Kleid, süßer königlicher Vater,“ die Zweite sprach: „mir ein Kleid von Silber,“ aber die Dritte: „mir eine redende Weintraube, einen lachenden Apfel und eine klingende Pfirsich.“ „Gut, meine Kinder,“ sagte der König und fuhr weg.

Auf dem Markte kaufte er sogleich für seine zwei Mädchen die Kleider, aber die redende Wein-

traube, den lachenden Apfel und die klingende Pfirsich konnte er trotz aller seiner Bemühungen und Nachfragen nicht finden. Traurig, daß er gerade seinem liebsten Kinde nichts mitbringen könnte, machte er sich darum wieder auf den Heimweg. Indessen da ereignete es sich, daß der königliche Wagen, obgleich die Pferde sonst gehörig auszogen, stecken blieb. Sogleich wurde Vorspann geholt, aber vergeblich: Die Pferde waren dennoch nicht im Stande den Wagen weder vorwärts noch rückwärts zu bewegen. Schon gaben sie alle Hoffnung auf, den Wagen wieder losmachen zu können, da zeigte sich plötzlich ein schmutziger borstiger Eber und rief: „Röch, röch, röch! König gib mir deine jüngste Tochter, ich kann dich befreien.“ Der König, um nur loszukommen versprach es, und Jener schob den Wagen nur ein Bischen mit dem Rüssel, da flog er aus dem Moraste heraus, beinahe über die Pferde weg. Der König gab nun seinen beiden Töchtern die Kleider, und grämte sich von Neuem daß er seiner geliebten Tochter nicht nur nichts mitgebracht hatte, ja sie sogar dem widerlichen Ungeheuer versprochen hatte.

Nicht lange so kam der Eber einen Karren

ziehend auf den Hof des Schlosses und rief laut: „Röch, röch, röch! König, hier bin ich um mir deine Tochter zu holen.“ Der König erschrak, und um seine Tochter zu retten, zog er einem Bauermädchen reiche goldgestickte Kleider an, und schickte sie herunter und diese setzte sich auf den Karren. Aber der Eber schrie: „Röch, röch, röch! König, das ist nicht deine Tochter,“ und warf sie vom Karren herunter. Als der König sah, daß er ihn nicht hintergehen konnte, schickte er seine Tochter die er versprochen hatte, aber in ärmlichen schmutzigen Kleidern, weil er hoffte, sie würde nun dem Eber nicht gefallen. Der aber setzte das Mädchen unter großem Freudengeschrei auf den Karren, und der Vater weinte, daß er durch sein leichtsinniges Versprechen seiner lieben Tochter ein solches Schicksal bereitet hatte.

Indeß zog das Schwein mit dem schluchzenden Mädchen fort, bis es nach einer langen Fahrt vor einer schlechten Kaue festhielt und rief: „Röch, röch, röch! steig herunter vom Karren, Mädchen!“ Das Mädchen stieg herunter. „Röch, röch, röch! geh hier in deine künftige Wohnung,“ schrie es wieder, und das Mädchen gehorchte in Thränen gebadet. Dann fing es an ihr Mais in einen

Trog zu schütten und eine Streu von zusammengekehrten Strohhälmchen zu machen. Lange kam dem betrübten Mädchen kein Schlaf auf die Augen; erst als die Klagen sie ganz müde gemacht hatten, schlief sie ein Bischen ein, und je mehr sie sich zermalmt fühlte um so tiefer wurde ihr Schlaf, so daß das Mädchen am andern Tage fast erst gegen Mittag aufwachte.

Sie sah um sich und erschrak, denn sie sah sich in einem Feenpallaste mit Purpurtapeten und Goldquasten dran, in einem schönen weißseidenen Bette. Auf den ersten Ruf bei ihrem Erwachen eilten Zofen herbei, welche ihrer Befehle warteten und die kostbarsten Kleider für sie bereit hielten. Wie verzaubert von dem Gesehenen ließ sich das Mädchen ankleiden ohne ein Wort zu sprechen, und nun führten sie die Zofen in ein prachtvolles Frühstückszimmer, wo sie ein junger Mann mit der bezauberndsten Anmuth empfing. „Ich bin dein Gatte, wenn du's zufrieden bist, und alles was du siehst ist dein,“ rief er, und nach dem Frühstück begleitete er sie in einen allerliebsten Garten. Das Mädchen wußte nicht war's Traum oder Wirklichkeit was sie sah, und der Jüngling begegnete allen ihren Nachfragen

mit ausweichenden Scherzen. Alsbald traten sie in den Obstgarten ein, und hier riefen ihr die Trauben entgegen: „Schöne Königin, nimm uns mit;“ die Aepfel lachten fortwährend unter einander und die Pfirsichen klangen dazu im schönsten Silberton. „Sieh, meine Liebe,“ sagte jetzt der schöne junge Mann, hier ist was du wünschtest und was dein Vater dir nicht geben konnte. Wisse jetzt: ich war ein Fürst, wurde aber in einen Eber verzaubert; und aus diesem Zustande konnte ich nicht eher erlöst werden, als bis sich ein Mädchen eine redende Traube, einen lachenden Apfel und eine klingende Pfirsiche wünschte. Du warst dies Mädchen und so bin ich durch dich erlöst worden; und wenn ich dir gefalle, so wirst du die Meine für alle Ewigkeit.“ Dem Mädchen gefiel der schöne Jüngling und die königliche Pracht und sie willigte ein, dann gingen sie voll Jubel es ihren Vätern anzuzeigen und ihnen ihre Seligkeit zu erzählen. II, S. 343.

---

9. Drei kostbare Dinge.

Es waren einmal zwei Könige, die lebten mit einander in aller Freundschaft des Leibes und der Seele; der eine hatte drei Söhne, der andre eine Tochter. Die beiden Väter hatten mit einander die Verabredung getroffen, daß wenn der Eine stürbe der Andre dessen Waisen unter seinen Schutz nähme, und wenn dann vielleicht einer von den drei Söhnen das Mädchen zur Frau nähme, er auch deren Habe erbte. Nicht lange darauf starb der Vater des Mädchens, und sie zog hinüber zu ihrem Pflegevater da zu wohnen.

Kurze Zeit nachher kam der älteste Sohn und bat ihn um die Hand des Mädchens, und versicherte, wenn sie ihm verweigert würde, so würde er sich das Leben nehmen. Der Vater versprach ihm über drei Wochen Antwort. Nach Verlauf einer Woche hielt der zweite Sohn um die Hand des Mädchens an, und wie's schien hatte er auch große Lust sich zu tödten, wenn er sie nicht bekäme; diesem versprach er den Bescheid in vierzehn Tagen. Als die zweite Woche zu Ende

war, bat sich auch der Jüngste das Mädchen aus, und der Vater bestimmte ihm eine Woche die Antwort abzuwarten. Der Tag kam heran, welcher allen Dreien die Entscheidung bringen sollte, und nun redete ihr Vater folgendermaßen zu ihnen: „Meine Söhne! Ihr liebt das Mädchen alle Drei, aber ihr wißt recht gut, daß nur Einer sie haben kann; ich gebe darum das Mädchen dem, der sich ihrer am würdigsten zeigt, macht euch also auf die Welt zu durchreisen auf welchem Wege es euch gefällt, heute über ein Jahr kommt wieder hieher; wer von seiner Reise die merkwürdigsten Dinge mitbringt, der soll das Mädchen haben.“

Damit beruhigten sich die Söhne und machten sich auf den Weg, in dem nahegelegenen Walde unter einer großen Eiche machten sie dann Halt. Hier theilte sich der Weg nach drei Seiten: Der Aelteste wählte den Abend, die Mittagsseite der Zweite, der Dritte aber ging nach Morgen. Sie schieden mit dem Versprechen, über ein Jahr auf denselben Tag alle hier wieder zusammenzukommen und dann gemeinschaftlich nach Hause zu ziehen.

Der Aelteste nahm Alles in Augenschein was

ihm auf der Reise Merkwürdiges aufstieß, und scheute keine Mühe etwas Ausgezeichnetes ausfindig zu machen. Nach vielen Kreuzundquerzügen schaffte er sich zuletzt ein Fernrohr an mit dem man bis ans Ende der Welt sehen konnte, das wollte er seinem Vater als Merkwürdigkeit mitbringen. Auch der Zweite wandte allen Fleiß an, so merkwürdige Dinge zu erwerben durch die ihm der Sieg gewiß wäre; nach vielem Suchen fand er einen Mantel; wenn man sich in den gehüllt hatte, brauchte man sich nur an einen beliebigen Ort zu denken so war man dort. Der Jüngste erstand nach langem Umherirren eine Pomeranze von der Eigenschaft, daß sie einen Todten, wenn es noch nicht vierundzwanzig Stunden seit seinem Tode her war, wieder ins Leben zurückrief, sobald sie ihm einer unter die Nase hielt. Das waren die Merkwürdigkeiten welche die Drei nach Hause brachten.

Weil nun auch das Jahr zu Ende ging, so waren der Aelteste und der Jüngste schon auf dem Wege zu der verabredeten Eiche, nur der Mittelste hielt sich noch hier und dort auf, weil für ihn eine Minute schon genug war ihn an den bestimmten Ort zu bringen. Als nun die Beiden

bereits unter dem genannten Eichbaum angekommen waren und gleich darauf auch der Dritte, so zeigten sie einander die erworbenen Gegenstände; zuerst untersuchten sie das Fernrohr, und sahen darin zu ihrem großen Schrecken, daß die Jungfrau, um derentwillen sie ein Jahr lang sich gequält hatten, todt lag. Schnell hüllten sich alle Drei in den Mantel und wurden schnell wie ein Gedanke heimgetragen. Der Vater erzählte ihnen unter Wehklagen wie das Mädchen nun Keinem von ihnen angehören könnte, weil sie gestorben wäre. Sie fragten „wann?“ und da die vierundzwanzig Stunden noch nicht ganz abgelaufen waren, trat der Jüngste schnell an sie heran und rief die schon gestorbene Jungfrau mit Hülfe seines Zauberapfels wieder ins Leben zurück.

Jetzt entstand unter den drei Jünglingen wieder Streit und Zwietracht; der Aelteste schrieb sich das größte Verdienst zu, denn er sagte so: wenn er sie nicht mit dem Fernrohr gesehen hätte, so hätten sie noch wer weiß wie lange unter dem Baume gesessen, dann wäre die Hülfe der Orange zu spät gekommen. Der Zweite sagte: wenn er nicht mit seinem Mantel sich und seine Brüder so schnell heimgebracht hätte, so würde die Pome-

ranze wieder nichts haben helfen können. Der Dritte dagegen nahm den Ruhm der Auferweckung des Mädchens für sich in Anspruch und somit das größte Verdienst. Also wurden die Weisen und Alten des Königreichs zusammenberufen, und diese sprachen das Mädchen dem Jüngsten zu. Dabei beruhigten sich endlich alle Drei und vergaßen ihre Todtschlagspläne; der Aelteste erkuckte sich mit seinem Sehrohr die schönste Prinzessin und heirathete sie. Der Zweite vernahm gleichergestalt den schönheit- und tugendreichen Ruf einer andern, dachte sich mit seinem Mantel hin, und so führten sie alle Drei ihre erworbenen Frauen zufrieden heim, und waren so glücklich mit ihnen wie's Menschen überhaupt sein können.

II, S. 362.

---

10. Die drei Thiere.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. „Meine Söhne," so sagte er eines Morgens zu ihnen: „bis jetzt habt ihr noch nichts gesehn und erfahren, es ist Zeit für euch daß ihr

das Land und die Welt versucht. Macht euch also sobald als möglich auf den Weg, und geht soweit nur eure Augen reichen." Die drei Söhne machten sich fertig, und nachdem ein Jeder geröstete Kuchen für sich in den Ranzen gepackt, nahmen sie vom väterlichen Hause Abschied. So zogen sie ihre Straße, machten aber bald ermüdet etwas Halt zum Ausruhen; da kamen denn die beiden Aeltern mit einem Vorschlag zum Vorschein, daß sie als gute Brüder Alles theilen wollten: zuerst wollten sie die Kuchen des Jüngsten verzehren, wenn der auf wäre, die des Zweiten, aber zuletzt die des Aeltesten. Man kam überein, und am ersten Tage wurden die Kuchen des Jüngsten vorgenommen. Aber am zweiten Tage, als wieder die Zeit zum Imbiß kam, ließen die beiden Aeltern ihren kleinen Bruder nicht mit sich essen, und als er als sein Recht forderte, stachen sie ihm die Augen aus und ließen ihn hungrig dort liegen. Wir wollen nun die Beiden wandern lassen, und sehen wir, was aus dem armen Blinden wird.

Dieser ergab sich ganz in Gottes Rathschluß, irrte tappend bald hier- bald dahin, aber o weh, da fiel er auf ein Mal in eine Grube. In der

Grube war kein Wasser, aber desto mehr Sumpf; und wie er so hineinplumpt bespritzt der Schlamm seinen ganzen Körper. Davon fühlte er sich auf ein Mal ganz wie neugeboren; ja, nachdem er sich mit dem Schlamme sein Gesicht und seine Augenhöhle benetzt hatte, sah er auf ein Mal Alles um sich ganz klar, weil die Wunderkraft des Sumpfwassers sein verlornes Augenpaar wieder in ihre Höhlen gezaubert hatte, ja sein ganzes Antlitz wurde aufs angenehmste verändert.

Jetzt nahm der Jüngling so viel er nur konnte aus dem Sumpfe in Scherben mit und schlenderte weiter; da bemerkte er auf ein Mal ein kleines Mäuschen welches ganz zerquetscht war und seine Hülfe anrief. Als er das hörte, benetzte er sie mit dem wunderkräftigen Schlamme, und davon wurde die Maus wieder frisch und gesund und gab ihrem Wohlthäter eine Pfeife, mit der sollte er nur blasen, wenn er einmal in Angst und Noth geriethe, dann wollte sie als die Mäusekönigin ihm mit allen Mäusen der Welt zu Hülfe kommen. Im Weitergehen erblickte er ein zertretenes Bienchen, auch das heilte er mit dem mitgebrachten Schlamme und auch von ihr bekam er ein Pfeifchen, das er in der Zeit der Gefahr

blasen sollte, damit ihm die Bienenkönigin zu Hülfe eilen könnte. Während er wieder weiter ging, fand er einen geprügelten und zerschundenen Wolf; den wollte er zuerst nicht heilen, weil er fürchtete, er möchte ihn nachher auffressen, aber der Wolf flehte so lange, daß er ihn zuletzt auch mit dem Wasser bestrich, da wurde er zu einem sehr großen und starken Wolf. Dieser gab dem Jüngling wieder eine Pfeife zum Gebrauch für die Zeit der Noth und Gefahr.

Unser Jüngling zog jetzt wieder langsam weiter, bis er zuletzt in die Hauptstadt kam und dort sich unter die Diener des Königs vermiethete. Auch seine beiden Brüder dienten dort, und weil sie ihren kleinen Bruder gleich erkannten, suchten sie ihn auf alle mögliche Weise zu verderben. Nach vielen vergeblichen Versuchen gingen sie zum König und behaupteten, Jener hätte zu ihnen gesagt, er verstände es in einer Nacht alles Getreide aus dem ganzen Lande auf des Königs Boden zu schaffen. Der Jüngling wollte davon nichts wissen, aber vergebens, der König befahl ihn zu hängen, wenn bis zum andern Morgen nicht alles Getreide auf seinem Boden wäre. Lange weinte und jammerte der Knabe; da fielen ihm plötzlich

seine Pfeifen ein, er pfiff also der Maus, erzählte ihr seine Noth, und schon um Mitternacht war alles Getreide aus dem Lande zusammengeschleppt.

Am andern Tage waren seine Brüder noch erboster auf ihn und logen dem Könige vor, der Jüngling hätte in Einer Nacht vom königlichen Schlosse bis zum Markte wollen eine schöne Wachsbrücke aufführen. Auch das wurde ihm auferlegt, und kaum hatte er seine zweite Pfeife angesetzt, so kamen schon die Bienen zu seinem Dienste herangeflogen und vollführten das Werk an seiner Statt. Mit Staunen sah der König am Morgen von seinem Fenster aus die zierlich gewölbte Brücke.

Aber die Brüder barsten fast vor Galle, dann riethen sie dem Herrn, er solle ihn heißen die zwölf stärksten Wölfe bis zum andern Morgen auf den Hof des Königs zu treiben. So, dachten die Beiden, müßten sie jetzt gewiß siegen, weil entweder die Wölfe ihren Bruder auffräßen oder wenn er's nicht zu Stande brächte, der König ihn hinrichten ließe. Sie täuschten sich aber wieder; der Jüngling blies die dritte Pfeife und auf seinen Befehl erschien der Wolfkönig. Er sagte ihm sein Leid, und nun brachte er nicht zwölf

sondern alle Wölfe des ganzen Landes auf den Hof des Königs. Jetzt setzte sich der Jüngling dem Wolfskönig auf den Rücken und trieb mit der Geißel die ungeheure Heerde vor sich her, welche alles zermalmte und zerriß was ihnen entgegenkam. Da erscholl Heulen, Weinen und Jammern in der Königswohnung, aber das half Nichts; jetzt versprach der König einen Sack Goldes, auch das half nichts, der Wolfkönig rief in einem fort: „Nur zu, nur zu!“ Er versprach er wollte mehr geben, zwei Säcke, drei Säcke, zehn, zwanzig Säcke Gold versprach der König, aber es half nichts. Die Wölfe zerrissen Alles, hier lagen die zwei Brüder, dort der König mit seinem Troß, einzig die Tochter des Königs wurde verschont. Diese nahm er zur Frau, übernahm die königliche Regierung und wurde glücklich und lebt noch jetzt glücklich, wenn er nicht gestorben ist; morgen will er uns besuchen — hat er in seinem letzten Briefe geschrieben.

II, S. 359.

11. Die beiden jüngsten Königskinder.

Wo war's, wo war's nicht — ein hundertjahralter Unterrock hatte nur eine einzige Falte, die hatte ein Fältchen und in der habe ich gelesen daß einmal ein König war, der hatte sieben Söhne und sieben Töchter. Der König war in Einem fort besorgt, wo er für seine Söhne Frauen und für seine Töchter Männer fände aus königlichem Blute. Zuletzt kam er auf den Gedanken seinen sieben Söhnen seine sieben Töchter zu geben. Alle waren auch zufrieden mit dem Wunsche ihres Vaters, bis auf den jüngsten Sohn und das jüngste Mädchen. Weil diese aber durchaus nicht wollten, so sagte der Vater zu ihnen: „ich gebe euch euer Erbtheil, nun geht und heirathet wo ihr das Glück findet."

Die beiden Königskinder gingen, und waren schon im fremden Lande als sie in einer Waldung vom Dunkelwerden überfallen wurden. Zum Nachtlager wählten sie sich einen laubigen Baum, welcher mit seinen schattigen Aesten bis auf die Erde hing und so eine Art Dach bildete. Als sie

am Morgen aufwachten, erzählte das Mädchen ihrem Bruder, wie sie geträumt hätte nicht weit von ihnen wäre eine Stadt, wo ein König wohnte der seit langer Zeit krank läge, und bis jetzt hätten tausend und abertausend Aerzte ihn nicht heilen können. Aber da hätte ein alter schloßweißer Mann ihr gesagt, der Baum unter dem sie schliefe enthielte ein Wasser, mit dem müßte man den König baden, dann würde es besser werden. Sie besahen darum den Baum und aus einer Spalte rieselte wirklich ein krystallheller Saft. Davon sammelten sie einstweilen so viel in ihren Reisetrinkbecher ging, und machten sich auf den Weg.

Sie kamen aus dem Walde heraus und da stand auch die Stadt vor ihnen. Als sie darin angekommen waren, stiegen sie in der Herberge ab und um zu erfahren, ob der Traum die Wahrheit gesagt hätte, fragten sie den Wirth was es in der Stadt Merkwürdiges gäbe? Dieser kam auch wirklich während seines Gespräches auf die Krankheit des Königs und die vielen unglücklichen Heilungsversuche, und daß er bei schwerer Strafe beauftragt wäre, jeden Arzt der bei ihm einkehrte anzumelden. „Ich bin auch ein Arzt," sagte da der Königssohn, „und das ist mein Die-

ner," fuhr er weiter fort, und zeigte dabei auf seine Schwester welche sich in Mannskleider gesteckt hatte. Der Wirth meldete sie daher an, und sie begaben sich an den Hof um die Heilung des Königs zu versuchen. Des Königs Leib war wie eine große Wunde, und der Arzt wusch vorher nur seine Hand mit dem Baumsafte. Am andern Tag nahm er zu seiner Freude wahr, wie die benetzte Stelle augenscheinlich besser geworden war. In der nächsten Nacht eilte er darum zu Wagen mit einem großen Holzkübel zu dem Baume, um so viel Wasser zu holen als zu einem Bade nöthig wäre. Nach einigen Bädern wurde der König auch wirklich wieder hergestellt, und der Arzt bekam eine bedeutende Belohnung.

Indessen hatte der Arzt dabei noch die Bitte, der König möchte ihn ein Mal in seiner Wohnung besuchen und ein Mahl bei ihm einnehmen. Der König ging sehr gern auf die Bitte ein, und der Jüngling empfing ihn mit großem Glanz in seinen zahlreichen, königlich ausgeschmückten Gemächern. Der König, da er nur den Arzt bemerkte, fragte nach seinem Gefährten, und in demselben Augenblicke trat aus dem Nebenzimmer ein bezaubernd schönes Mädchen, in welcher der König

aber auf der Stelle des Arztes Diener erkannte. Jetzt erzählten die Fremdlinge ihr Schicksal, und der König wurde immer freundlicher, besonders gegen den schönen Kameraden, der sein Herz und seine Seele ganz gefangen genommen hatte, bis die Bekanntschaft kurz und gut mit einer Heirath schloß.

Der Königssohn aber vergaß das Ziel seiner Reise nicht, setzte nach der Feierlichkeit seinen Weg weiter fort, und ruhte auch im nächsten Lande nicht bis er auch da die Hauptstadt erreicht hatte. Schon hatte er auf seinem schönen Renner ihre Straßen betreten, als er über sich aus einem nahen Fenster eine Stimme hörte: „Hm! Auch du wirst ohne mich dein Glück nicht machen können!" und wie er hinsah, bemerkte er einen alten Mann der dort herunter schaute. Als hätte er den Ruf nicht gehört, zog er fürbaß, und auf die eine und die andere Nachfrage in der Herberge sagte man ihm, wie ein Freier der Muth hätte in dieser Stadt zu einem recht großen Glücke kommen könnte, aber auch zu sehr großem Unglück. Nämlich der König hatte eine Tochter, welche außer einer alten Amme noch Niemand je gesehen hatte. Diese Tochter hatte drei Maale,

wer die angab, was und wo sie wären, der bekam das Mädchen. Wer aber das Ding wagte und das Rechte nicht traf, wurde auf einen Pfahl gespießt, und schon Neunundneunzig hatte dies Loos getroffen.

Als der Jüngling das hörte, fing es ihm an deutlich zu werden, was der Alte oben mit seinem Zurufe gemeint hätte. Er dachte, Jener hätte wahrscheinlich in ihm auch so einen Glücksritter gesehen, und ein Gedanke durchblitzte seine Seele: vielleicht daß der Alte etwas von dem Geheimnisse weiß, und es würde gut sein seine Bekanntschaft zu machen. Ein Vorwand fand sich. Der Alte war ein Goldschmied, und der Königssohn hatte gerade auf der Reise ein Rädchen aus seinem goldenen Sporen verloren; er ging also hin zu dem Alten, und nachdem sie wegen des Spornrädchens einig geworden, fragte er nach jener Geschichte; der Alte antwortete aber dasselbe was der Herbergswirth gesagt hatte. Der Jüngling sagte nach einigem Nachdenken: „Das ginge wohl," und fragte den Alten mit einem vielversprechenden Blicke ob er ihm nicht in Etwas helfen könnte, wenn er hinaufginge? „Für gutes Geld, sehr leicht," sagte der Goldschmied. „Darum

habe keine Sorge," sagte der Jüngling, „sag nur wie, vorläufig soll auch dieser Beutel dein sein. Als der Alte die guten Aussichten wahrnahm, sagte er: „Ich will ein silbernes Pferd schmieden in welchem deine Hoheit Platz hat, und es auf dem Markte ausstellen. Ich bin sicher, daß mir's kein Andrer abkauft außer dem königlichen Hofe, und wenn du nur einmal bei ihr drin bist, dann kannst du nach Belieben aus deinem Versteck heraus und herein, dann hast du gewonnen Spiel."

So geschah es; am nächsten Markte war nahe am königlichen Pallaste wirklich ein prachtvolles silbernes Pferd ausgestellt. Bewunderer fand es genug, aber Käufer wegen des hohen Preises keinen, bis von dem königlichen Hofe ein Mann danach fragte. Ein Paar Augenblicke nachher kam er wieder: Der König kaufte das Pferd und machte es seiner Tochter zum Geschenk. So war der Herzog nun auf einmal da, wo es sonst so sehr schwer hielt hin zu kommen, und hörte drin mit Furcht und Freude die Silberstimme des schönen Mädchens, wie sie mit dem Pferde spielte das man auf Rädern rollen konnte, und es ihr liebes Bläßchen nannte. Es wurde Abend, das geheimnißvolle schöne Mädchen legte sich zur

Ruhe, alles um sie wurde allmählich still und nur ihre alte Amme nickte nicht weit von ihrem Bette. Aber um Mitternacht war auch die fest entschlafen.

Jetzt als er alles im tiefen Schlafe wußte, kroch der Herzog aus dem Pferde heraus, näherte sich selber mit angehaltenem Athem dem Bette, und sieh, auf der Stirn des Mädchens glänzte eine Sonne, auf der rechten Brust ein Mond, und drei Sterne auf ihrer linken. Diese drei geheimnißvollen Zeichen merkte sich der Königssohn und wandte sich wieder um zu seinem Versteck, da erwachte die Königstochter. Sie wollte schon schreien als sie auf einem recht flehenden Blick des Jünglings schwieg, das Auge der Jungfrau blieb gebannt an den zauberisch schönen Königssohn, der ihr jetzt erzählte wie und warum er es gewagt hieher zu kommen. Das Mädchen war auch lange schon ihren Verschluß überdrüssig, daher beriethen sie sich nun gemeinschaftlich über ihre Befreiung, dann ging er wieder in seinen Versteck.

Nach ihrer Verabredung verwischte das Mädchen am andern Tage etwas am Ohre des Pferdes und schickte es zu seinem Verfertiger um es

ausbessern zu lassen, wo denn der Königssohn seinen gefährlichen Schlupfwinkel verließ. Jetzt beschenkte er den Goldschmied auf's Neue und kehrte dann zu seinem neuen Schwager zurück, damit er mit prächtiger Ausrüstung und königlichem Pompe zurückkommen könne und auf Königsart sein Glück versuchen könne. Begleitet von zahlreichen Rittern von denen Einer immer schöner war als der Andre, auf stolzen Rossen kehrte der Königssohn zurück und meldete sich beim König, wie daß er das Glück um seine Tochter versuchen wolle. Der Jüngling gefiel dem Fürsten sehr, und dieser bat ihn herzlich sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen; er aber blieb natürlich dabei und unterwarf sich den Bedingungen, worauf sie den Tag zur Auflösung des Räthsels festsetzten.

Das Volk drängte sich wie zu einem großen Feste an den Platz wo die Geschichte vor sich gehen sollte, bedauerte den schönen Jüngling und beklagte sein Schicksal. Der König gewährte drei Tage für das Unternehmen und somit auch drei Auflösungsversuche. Den ersten und zweiten Tag, damit der Sieg desto vollkommener wäre, sagte der Königssohn andere Auflösungen; am

dritten Tage aber als gerade sein Leben ganz auf dem Spiele stand, nannte der Königssohn mit lauter Stimme die Zeichen. Der König bestätigte Alles als wahr, worauf der Königssohn unter dem Jubel der Menge und dem Schall der Pauken zu seiner künftigen Gemahlin geführt wurde. Jetzt gab der König der ganzen Stadt ein großes Hochzeitsfest, übergab seinem Eidam den Thron und sie herrschten noch viele Jahre glücklich zusammen. II, S. 348.

---

12. Des Bettlers Geschenk.

Es war einmal ein sehr armer Mann, der ging in den Wald sich Holz zu spalten. Der Schweiß lief ihm die Backen herunter während der sauern Arbeit, da kam ein alter Bettler an ihn heran und bat um ein Almosen. Der arme Mann legte mitleidig sein Beil weg, langte freundlich in seine Tasche und theilte mit dem Armen sein kleines Stück Brod. Wie der alte Bettler

satt war, sprach er zu dem Holzhacker: „Mein Sohn, haste dich nicht so; nimm für deine Freigebigkeit hier dies Tischtuch, und wenn einmal schlechte Zeiten kommen und dich hungert, so sprich zu dem Tischtuch: „Tüchelchen, Tüchelchen, deck den Tisch!“ Dann wird dein Tischtuch mit den besten Speisen und Getränken bedeckt und ausgerüstet dastehn; ich bin der Belohner des Guten und gebe dir das für deine Wohlthätigkeit.“ Darnach verschwand der Alte, der Holzhacker aber machte sich voll Freude auf den Weg nach Hause.

Weil ihn aber der Abend auf dem Wege überfiel, kehrte er in eine Schenke ein und erzählte seinem alten Bekannten dem Wirthe sein Glück, und damit er seine Worte nicht für ein Märchen halten sollte, machte er auch gleich einen Versuch mit seinem Tuch und hielt einen frohen Schmaus mit dem Wirth und der Wirthin von den guten Speisen welche das Tischtuch verschafft hatte. Nach dem Abendessen ging er schlafen, während dessen nähte die abscheuliche Wirthin ein ganz gleiches Tischtuch und am Morgen war es mit des Holzhackers seinem vertauscht.

Der aber merkte davon nichts und lief mit dem vertauschten Tuch nach Hause; hier sagte er,

seiner Frau Alles was geschehen war und zur Bestätigung seiner Worte befahl er dem Tuche es sollte den Tisch decken, aber vergeblich; wohl hundertmal sagte er die Worte: „Tüchelchen, Tüchelchen, deck den Tisch!“ das rührte sich nicht; was der einfältige Mann ganz und gar nicht begreifen konnte. Am andern Tage ging er wieder in den Wald, theilte wieder sein Brod mit dem grauen Bettler und bekam von ihm ein Lamm zu dem er sagen mußte: „Lämmchen, Lämmchen, lege Gold!“ Dann fielen die Goldstücke nur so. Auch mit diesem kehrte der Holzhacker für die Nacht in die Schenke ein und zeigte es dem Wirth, welcher das Lämmchen wegnahm. Am Morgen brachte er wieder ein vertauschtes Lämmchen heim, und konnte sich nicht genug verwundern daß es kein Gold machen wollte.

Wieder ging er in den Wald, bewirthete den Bettler auch dies Mal, erzählte ihm aber dabei wie es ihm mit dem Tischtuche und dem Lamme gegangen war; den nahm das nicht sehr Wunder, er gab dem Holzhacker nur einen Knüppel, und sagte ihm, der Wirth hätte sein Tuch und sein Lamm vertauscht, darum sollte er sich's mit dem Knüppel wieder holen, zu dem er nur zu sagen

brauchte: „Knüppel, Knüppel aus dem Sack!“ Damit wäre er im Stande ein ganzes Kriegsheer fortzuprügeln. Der Holzhacker stieg also zum dritten Male in der Kneipe ab, hier forderte er das Lamm und das Tischtuch, und weil es der Wirth nicht wieder herausgeben wollte, rief er geschwind: „Knüppel, Knüppel aus dem Sack!“ da prügelte der Knüppel so lange auf dem Wirth und der Wirthin herum bis sie das Verlangte wieder herausgaben.

Voller Freuden erzählte er jetzt seiner Frau das Ganze, und um nun sein Haus recht in Ansehn zu setzen, lud er für den andern Tag den König bei sich zu Tische. Der König wunderte sich, und schickte gegen Mittag seinen Bedienten hin nachzusehn was gekocht würde, der kam aber wieder mit der Nachricht, daß sie gar kein Feuer in der Küche hätten. Noch mehr erstaunte Seine Majestät, als er den Mittag das Tischtuch mit den leckersten Speisen und Getränken besetzt fand. Er fragte, woher das Alles käme, und der arme Holzhacker erzählte, was ihm im Walde begegnet war in Bezug auf Lamm und Tischtuch, von dem Knüppel aber schwieg er still. Der König, der ein recht gewaltthätiger Mann war, forderte so-

gleich das Tischtuch und das Lamm von ihm, und weil der Holzhacker Nichts hergeben wollte, schickte er ein Paar Diener ab es ihm abzunehmen. Aber die prügelte der Knüppel auf der Stelle durch; da schickte der König noch eine größere Macht gegen ihn, auch die wurden geprügelt; jetzt gerieth er in Zorn und kam mit einem ganzen Heere gezogen, aber auch da siegte der Holzhacker, denn der Knüppel prügelte alle Soldaten des Königs weg, ja der König selber fiel auch und der vorher so arme Holzhacker gewann den Thron. Das war wirklich ein Segen für das Volk, denn weil er von großer Herzensgüte war, half er mit Freuden Allen die in Mangel und Noth waren, und so lebte er auch zufrieden und glücklich bis ans Ende seines ganzen Lebens. II, S. 369.

---

13. Die drei Pomeranzen.

Wo war's, wo war's nicht: es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Nun kam die Zeit daß sie freien sollten, aber sie konnten keine

finden die ihnen selber und ihrem Vater recht gefallen hätte. „Geht, meine Kinder, und seht euch in der Welt um,“ sagte der König zu ihnen, „und sucht euch anderswo Frauen.“ Die drei Söhne machten sich auf den Weg und kamen einmal zum Uebernachten an ein kleines Haus, in dem wohnte eine alte alte Frau. Die fragte sie nach dem Zwecke ihrer Reise und die Königssöhne sagten es ihr. „Dazu kann Rath werden,“ sagte die alte Frau. Ehe sie aber am andern Morgen von ihren Gästen Abschied nahm, gab sie Jedem eine Pomeranze, unter der Bedingung, sie nur an einem Orte aufzuschneiden wo Wasser wäre; sonst würden sie einen großen, sehr großen Verlust erleiden. Die drei Königssöhne machten sich auf den Weg, aber den Aeltesten plagte die Neugierde sehr was das nur für eine Pomeranze sein könnte, und da er nicht begreifen konnte wie man das Aufschneiden würde zu bereuen haben wenn auch kein Wasser in der Nähe wäre, schnitt er sie wirklich auf, und siehe, da sprang aus der Pomeranze ein schönes Mädchen wie er noch nie eins gesehen, vor ihn hin und rief: „Wasser, nur Wasser! sonst sterbe ich den Augenblick.“ Der Königssohn lief nach allen Seiten um Wasser, aber es

war keins da und das schöne Mädchen war nach Verlauf kurzer Zeit wirklich gestorben.

Die Königssöhne gingen weiter, und nun fing auch der Jüngere an sich selbst zu fragen, was wohl in seinem Apfel sein könnte. Gerade hatten sie sich zum Mittagsessen in einer Ebene unter einem grünen dichtbelaubten Baume hingesetzt, und da schien es ihm als sähe er nicht gar weit von ihnen einen Weiher. „Wenn auch so ein Mädchen darin ist, so kann ich ihren Wunsch hier stillen," dachte er bei sich selbst, und war nicht länger im Stande seiner Neugierde — denn wenn die einen einmal plagt, wie stark ist sie dann auch! — zu widerstehn. Er zerschnitt also die Pomeranze und wirklich sprang wieder ein Mädchen heraus, noch weit schöner als die vorige, und verlangte nach Wasser; wenn sie keins bekäme würde sie sterben. Seine Brüder liefen rasch danach, aber als sie immer nicht wiederkamen, eilte er mit blutendem Herzen seinen Brüdern nach, weil er nicht länger ruhig warten wollte bis sie mit Wasser von dem vermeintlichen Weiher zurückkäme; aber je weiter er ging desto weiter entfernte sich der Weiher weil es nur eine Luftspiegelung war. Halb wahnsinnig rannte er zu seinem Baume zu-

rück, um nachzusehn, ob das Mädchen noch lebte, aber schon fand er sie kalt und ohne Leben. Da nun die beiden ältern Brüder sahen, daß sie verloren hatten was sie suchten, und glaubten, sie würden keine schöneren mehr finden als Jene, kehrten sie traurig zu ihrem Vater nach Hause zurück, der Kleinste aber setzte seine Reise noch fort.

Er ging seinen Weg bis er nach vielen Plagen nahe bei eine Stadt an einen Brunnen kam. Er zweifelte nicht daran, daß auch in dieser Pomeranze ein Mädchen sein würde, darum wagte er es erst hier sie aufzuschneiden. Und wirklich sprang auch ein Mädchen heraus das wohl noch hundertmal schöner war als die beiden ersten. Sie forderte Wasser, der Königssohn brachte ihr welches und so hatte der Tod keine Macht über sie. Jetzt eilte der Königssohn in die Stadt um seiner Geliebten kostbare Kleider zu kaufen, und damit ihr bis dahin kein Unfall begegnete, ließ er sie sich unter einen dichtbelaubten Baum setzen, dessen Aeste den Brunnen überschatteten.

Kaum war der Königssohn fortgegangen, da kam eine Zigeunerfrau an den Brunnen um Wasser zu holen. Sie schaute in den Brunnen und

sah in dem Wasser das niedliche Gesichtchen des Mädchens unter dem Baume. Zuerst dachte sie es wäre ihr eigenes Gesicht, und fand beinahe an sich selber Gefallen, dann aber entdeckte sie auch sich selber, schaute sich um und sah oben das schöne Mädchen sitzen. „Auf was wartest du, hübsches Kind?“ fragte sie die Zigeunerin mit hinterlistigen Blicken. Jene sagte ihr warum sie dasäße. Jetzt ging sie unter schmeichlerischen Worten an den Baum heran, stieß das schöne Mädchen in den Brunnen und setzte sich an ihren Platz; aber während das Mädchen untersank, schwamm im nächsten Augenblick ein niedliches Goldfischchen in dem Brunnen herum.

Die Zigeunerin erkannte darin recht gut das Mädchen, und damit es ihr keine Gefahr bringen könnte, suchte sie es zu fangen, als der Königssohn mit den schönen Kleidern wiederkam, da vergaß sie es über der Sorge sich nun gehörig zu verstellen. Der Königssohn bemerkte gleich den Unterschied zwischen diesem Weibe und dem Mädchen das er unter dem Baume gelassen hatte, aber sie wußte ihm weißzumachen, daß sie ihre Schönheit eine Weile büßen müßte, nachdem sie die Geisterwelt verlassen hätte, aber daß sie sie schon

wieder gewinnen würde, und das um so schneller je inniger er sie lieben würde. Der Königssohn gab sich zufrieden und zog mit der gefundenen Frau heim zu seines Vaters Haus, und liebte sie auch auf Rechnung der schönen Aussicht. Die gute Kost, das sorglose Leben und die schönen Kleider verschönerten auch wirklich das braune Weib ein Bischen, und da der Königssohn den Ausspruch seiner Frau so glaubte sich erfüllen zu sehen, wurde seine Zuneigung zu ihr immer größer, und es gab Nichts was auf ihre Bitten unerfüllt geblieben wäre.

Indeß kam das Goldfischchen der Frau nicht aus dem Kopfe, weshalb sie sich sogar krank stellte und versicherte, es würde nicht eher besser mit ihr werden, bis sie von der Leber eines Goldfisches gegessen hätte welches da und da in einem Brunnen lebte. Der Königssohn fing es also und von der Leber wurde der Königin besser und sie selber fröhlicher als vorher. Es geschah aber, daß eine Schuppe des Fischchens mit dem Wasser zugleich auf den Höf ausgegossen wurde, daraus wuchs auf jener Stelle ein schöner lieblicher Baum. Die Königin merkte recht gut woher so plötzlich der Baum gekommen war, wurde wieder

krank und sagte, es würde erst dann besser werden, wenn man den Baum verbrannt und ihr Essen bei seinem Holze gekocht hätte. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt und nun war ihr besser.

Es geschah aber daß einer von den Holzhackern von dem Baume seiner Frau ein viereckiggeschnittenes Stück Holz mit nach Hause brachte, welche es zum Sturzdeckel auf einen Milchtopf brauchte. Diese Leute wohnten nicht weit von dem königlichen Schlosse und waren arm, die Frau war ihre eigene Hausfrau und Magd zugleich und verrichtete Alles im Hause. Eines Morgens früh ging sie nun von Hause weg ohne daß sie darin alles in Ordnung gebracht und ihre gewohnten Geschäfte gethan hatte. Wie sie aber am Abend wieder nach Hause kam, fand sie Alles aufgeräumt und in der schönsten Ordnung. Die Frau wunderte sich und wußte sich das gar nicht zu erklären. So geschah es aber noch an mehreren Tagen als sie wie das erste Mal ihre Sachen nicht geordnet hatte. Um einmal zu erfahren woher das käme, ließ sie wieder Alles unaufgeräumt zu Hause, ging aber auch nicht weg, sondern lauschte durch die Schlüsselluke was da kommen sollte. Kaum war es im Hause ruhig, so sah

die Frau wie der Deckel des Milchhafens, der im Fenster stand, anfing sich leise zu bewegen, und nach einigen Augenblicken eine schöne Fee heraussprang, welche ihre goldenen Flechten zurechtlegte und sich putzte, dann aber auch das ganze Haus in Ordnung brachte. Damit sie nun die schöne Fee nicht entkommen und sich wieder verzaubern ließe, machte die Frau plötzlich die Thüre auf. Alle Beide waren überrascht, aber die Freundlichkeit und das Zureden der Frau benahm dem Mädchen alsbald ihre Bedenklichkeiten. Sie erzählte ihr jetzt ihre Geschichte, wie sie jenes Mal auf die Welt gekommen, wie sie ein Fisch geworden wäre, dann ein Baum, und daß sie aus der Milchstürze herausgekommen wäre um das Haus aufzuräumen, sie entdeckte auch wer die jetzige Königin wäre.

Die Frau hörte das Alles mit Staunen an und warf den Milchdeckel, den sie bei ihrem Eintritte gleich in die Hand genommen hatte, gleich ins Feuer, damit sich das Mädchen nicht wieder verwandeln sollte. Dann ging sie zu dem Königssohne und erzählte ihm was geschehen war. Jetzt erklärte sich sein Verdacht daher, daß die Schönheit seiner Frau so lange hatte auf sich

warten lassen. Er holte das Mädchen zu sich und erkannte in ihr die schöne Fee die er unter dem Baume hatte sitzen lassen. Die Zigeunerfrau wurde darauf an den Pranger geschleppt, der Königssohn aber nahm das schöne Feenmädchen zur Fraú und sie lebten zusammen glücklich und vergnügt. II, S. 345.

---

14. Aschenbrödel.

Ein Bauer hatte drei Söhne, davon schickte er eines Morgens den Aeltesten hinaus seine Trauben zu bewachen. Der Jüngling ging und aß wohlgemuth von seinem mitgenommenen Kuchen, da kroch eine Padde an ihn heran und bat ihn: „gib mir auch ein bischen von deinem Kuchen.“ „Ja das fiele mir ein,“ sagte der Junge und warf mit einem Steine nach der Padde. Die hüpfte davon ohne ein Wort zu sagen, aber nur eben nachher schlief der Junge ein, und als er wieder aufwachte waren von den Trauben eine Menge

ganz zu Grunde gerichtet. Den andern Tag schickte der Vater seinen zweiten Sohn in die Trauben, dem gings gerade so wie dem ersten. Da wurde der Vater zornig und wußte nicht was er machen sollte. Da sprach der Jüngste, der fortwährend im Winkel in der Asche saß und den sie darum Aschenbrödel nannten und dachten er wäre zu Nichts nutze: „Vater, schicke mich hin, jetzt will ich die Trauben hüten.“ Vater und Brüder lachten ihn aus, aber sie erlaubten ihm, daß er einmal den Versuch machte.

Aschenbrödel ging also hin, nahm seinen Aschenkuchen mit und fing an zu frühstücken. Auch diesmal kam die Padde und bat ihn um Kuchen, und Jener gab ihr von Herzen gerne davon ab. Nach dem Frühstück schenkte die Padde dem Knaben eine kupferne, eine silberne und eine goldene Gerte, und sagte ihm dabei, nicht lange so würden drei Pferde kommen, ein kupfernes, ein silbernes und ein goldenes, die würden die Trauben gleich zerstampfen wollen, aber er sollte sie nur mit den Gerten schlagen die sie ihm gegeben hätte, dann würden sie zahm und ihm gehorsam werden und zu jeder Zeit auf seinen Befehl erscheinen. Es geschah wie die Padde gesagt

hatte und die Trauben gaben eine reiche Ernte; aber Aschenbrödel sagte seinem Vater und seinen Brüdern nicht wie er die Trauben bewacht hatte, sondern schwieg mucksmäuschenstill und streckte sich wieder in seinen lieben Aschenwinkel.

Am Sonntage stellte der König einen hohen Tannenstamm vor der Kirche auf und oben auf seinen Gipfel einen goldnen Rosmarin, und versprach dem seine Tochter welcher den Rosmarin von dem Rücken seines Pferdes aus mit einem Sprunge erreichen könnte. Alle Ritter des Landes machten den Versuch, aber keiner war im Stande so hoch zu springen. Auf einmal erschien auf einem kupfernen Pferde ein junger Held in einem Kupferpanzer, mit herabgelassenem Helme, faßte mit einem leichten Sprung den Rosmarin und verschwand auf der Stelle. Als nun die zwei Brüder dem Aschenbrödel zu Hause das Geschehene erzählten, meinte er, er hätte das Ganze viel besser gesehen; und wie sie ihn fragten, „von wo denn?“ antwortete er: „vom Zaune.“ Da gingen seine Brüder hin und rissen den Zaun nieder, damit ihr kleiner Bruder ein ander Mal nichts davon sehen könnte.

Den Sonntag drauf wurde an einem noch

höhern Tannenstamm ein goldener Apfel aufgesteckt, den mußte der gewinnen welcher die Königstochter haben wollte. Wieder versuchten es hundert und aber hundert, und alle ohne Erfolg; und dies Mal gewann ihn ein Ritter im Silberpanzer und auf einen Silberrosse und verschwand damit. Der Aschenbrödel behauptete wieder gegen seine Brüder, er hätte das Fest besser gesehen, als sie, aber diesmal vom Stall aus; da wurde auch der eingerissen.

Am dritten Sonntage wurde ein goldenes Seidentuch an einen noch viel höheren Tannenstamm befestigt, und nachdem Keiner im Stande gewesen war es zu langen, erschien ein Ritter im Goldpanzer auf einem goldenen Pferde, faßte es und sprengte davon. Der Aschenbrödel sagte wiederum zu seinen Brüdern er hätte es vom Giebel des Hauses aus besser gesehen als sie, was geschehen wäre. Da brachen die Neidharte sogar den Dachstuhl ab, nur daß ihr kleiner Bruder nichts mehr sollte sehn können.

Jetzt ließ nun der König bekannt machen, der Ritter sollte sich melden der sich seine Tochter verdient hätte und sollte den goldenen Rosmarin, den Apfel und das Seidentuch mitbringen. Aber

es kam Niemand. Da entbot der König alle Männer des Reiches zu sich, und auch da fand sich der gesuchte Ritter nicht ein, doch ganz zuletzt erschien der so lange erwartete Held in goldner Rüstung auf einem goldenen Renner. Da wurden ihm zu Ehren alle Glocken gezogen und hundert und aberhundert Kanonen gelöst. Der junge Held übergab der Königstochter den goldnen Rosmarin sammt Apfel und Tuch und bat ehrerbietig um ihre Hand, und als sie sie ihm zugesagt hatte, nahm er seinen Helm ab und das Volk erkannte zu seiner Verwunderung den Aschenbrödel, den sie dem Könige niemals auch nur genannt hatten. Der brave Jüngling ließ seinen Brüdern ihr Haus wieder bauen und überhäufte sie noch außerdem mit Geschenken, aber seinen Vater nahm er zu sich, und als der alte König nicht lange nachher starb, da wurde er jetzt auch Herrscher und von allen Unterthanen geehrt und gepriesen. II, S. 367.

15. Eisenlaci.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und drei Söhne; der Jüngste hieß Laci und war sehr muthwillig. Einmal kam er aus der Schule nach Hause, da begegnete ihm eine alte Frau mit Eiern in einem Korbe; da stieß er mit Willen an ihren Korb daß alle Eier herausfielen. Aber die alte Frau schrie ihm zornig nach: „dafür soll dein nächster Wunsch in Erfüllung gehen!“ und weg waren sie und die Eier.

Wie Laci nun nach Hause kam, standen gerade seine drei Schwestern im Hofe; die erste hatte ein Kleid wie die Sonne, eins wie der Mond die zweite, und die dritte eins wie die Sterne; aber das waren nur ihre Alltagskleider, Sonntags gingen sie noch viel prächtiger. Nun forderten sie ihn auf er sollte Ball mit ihnen spielen und er thats auch; die drei Mädchen hatten aber ausgemacht, sie wollten ihn recht oft und recht derb werfen, weil er ihnen so viele listige Streiche gespielt hatte. Sie waren auch sehr geschickt und trafen alle Mal. Eisenlaci aber merkte recht gut,

daß sies auf ihn abgesehen hatten, wurde zornig und rief: „So wollte ich daß euch die Erde verschlänge!“ und im Augenblick waren sie auch von der Erde verschlungen. Darüber gerieth der ganze Hof in Bestürzung und Trauer. Der älteste von den drei Söhnen trat zum Vater und sagte: „Laß mich ausziehen meine Schwestern zu suchen, ich will sie wiederbringen.“ Der Vater willigte ein und der älteste Prinz zog aus und kam nicht wieder. Da zog der zweite Prinz aus seine Schwestern zu suchen, aber auch er kam nicht wieder.

Indeß war Eisenlaci herangewachsen und als der König eines Tages auf seinem Throne saß, kniete er vor ihn hin und sprach: „Vater, an all deinem Leid und Schmerz bin ich Schuld. Erlaube mir darum daß ich ausziehe, die verlornen Schwestern und Brüder zu suchen. Entweder ich bringe sie oder du siehst mich nicht wieder.“ Der König freute sich sehr über Lacis Edelmuth und willigte ein.

So war Eisenlaci schon einen ganzen Tag gewandert, da traf er im Walde eine arme Frau die sich quälte ihren Bündel auf den Rücken zu heben. Eisenlaci fielen gleich die Eier der Alten ein und weil er auch so seit seiner Schwestern

Verschwinden sanfter geworden war, ging er auf die Frau zu, hob das Bündel Holz auf und legte es ihr auf den Rücken. Die Alte sah ihn freundlich an und sagte: „dein guter Wille soll dir vergolten werden. Ich weiß wohl wo du hin willst, und ohne mich hättest du deine Schwestern doch nie gefunden, jetzt will ich dir aber auf den Weg helfen.“ Dabei stampfte sie auf den Boden, der Erdboden that sich von einander und ein eisenbeschlagener Kasten stand zu Lacis Füßen. „Leg dich in den Kasten,“ sagte die Frau weiter, „er bringt dich in das Schloß wo deine Schwester mit dem Sonnenkleide wohnt.“ Eisenlaci gehorchte, die Erde schloß sich über ihm und der Kasten lief mit ihm sehr weit fort. Auf einmal blieb die Lade stehn, Eisenlaci sprang heraus und sah ein silbernes Schloß vor sich, vor dem Thore aber rauschte ein Fluß und über den Fluß führte eine Brücke die war aus lauter Scheermessern zusammengesetzt, welche sich fortwährend bewegten und nichts hinüberkommen ließen. „Wie werde ich da hinüber kommen?“ rief Eisenlaci aus, aber die Lade antwortete: „Darum kümmere dich nicht, hinein ins Schloß bringe ich dich schon, aber wie du wieder herauskommst, das ist deine

Sache.“ Eisenlaci legte sich also wieder in den Kasten und der brachte ihn unter dem Flusse weg mitten ins Schloß. Hier sprang Eisenlaci wieder heraus, bedankte sich bei dem Kasten für seine Mühe und ging die Stiege hinauf. Wie er oben war begegnete er seiner Schwester.

„Wo gehst du hier, mein Bruder, wo auch der Vogel nicht fliegt?“ sagte sie, er aber antwortete: „Ich will dich abholen.“ „Ich bin in der Gewalt des sechsköpfigen Drachen, wenn er dich trifft bist du verloren,“ sagte seine Schwester. Aber Eisenlaci antwortete: „Ich will mit ihm kämpfen, zeig mir die Rüstkammer daß ich mir Waffen wähle.“ Das that die Schwester auch. Wie er nun so unter den Schwertern und andern Gewaffen herumwühlte fand er ein kleines Fläschchen, darauf stand geschrieben: „Drachenstärke,“ das setzte er an den Mund und trank es aus bis auf den letzten Tropfen. Kaum hatte ers wieder weggesetzt da hörte man ein entsetzliches Krachen. „Der Drache kommt heim,“ rief die Prinzessin, „wenn er noch zehn Meilen weit ist wirft er jedesmal seinen Streitkolben an das Thor daß es angelweit aufspringt, so meldet er sich.“ Wie sie das letzte Wort gesprochen, stand

der sechsköpfige Drache auch schon vor ihnen. „Was willst du hier, Erdensohn?“ schrie er zornig. Eisenlaci antwortete: „Ich will mit dir kämpfen.“ „Ich muß erst sehen,“ erwiderte der Drache, „ob du würdig bist mit mir einen Strauß einzugehen.“ Da brachte die Prinzessin auf einen Wink von ihm ein steinernes Brot und ein hölzernes Messer. Das nahm der Drache, schnitt sich mit dem Messer ein Stück ab und gab beide Dinge Eisenlaci damit er ebenso thäte; Eisenlaci aber schnitt das Brot mitten durch. Da sah ihn der sechsköpfige Drache verwundert an und sagte: „Ich will mit dir kämpfen.“ Sie gingen nun hinunter auf die Eisentenne. Eisenlaci umfaßte den Drachen, und warf ihn zu Boden daß er bis ans Knie in das Eisen versank. Da sprang der Drache wieder heraus und warf Eisenlaci bis an die Hüften hinein; der raffte sich aber wieder auf und warf den Drachen so nieder, daß er bis an den Hals versank, darauf zog er sein Schwert und hieb ihm alle sechs Köpfe ab. „Vom Drachen hast du mich nun befreit, lieber Bruder,“ rief die Prinzessin freudig aus, „wie kommen wir aber über die Brücke?“ „Darum kümmere dich nicht,“ sagte Eisenlaci, grub

den Drachen heraus, zog ihm seine Haut ab und breitete sie über die Brücke. Mochten die Messer schneiden wie sie wollten, die Haut widerstand doch, bis Eisenlaci und seine Schwester drüber waren. Da stand denn die alte Frau, nahm die Prinzessin beim Arm und sprach: „ich will dich zu deinem Vater bringen; du aber, Eisenlaci, geh zu dem Schmied, meinem Bruder, der wird dir weiter helfen."

Eisenlaci ging weiter und traf eine Schmiede, die war ganz von Stahl, und der Schmied darin auch. „Guten Tag, Laci!" sagte der stählerne Schmied, „meine Schwester hat mir schon deinen Wunsch gesagt, ich will dir darin beistehn. Die Leute sagen, du wärst von Eisen; das ist nicht genug zu deinen Kämpfen; ich will dich stählen." Eisenlaci trat zu ihm hinein, und durch des Schmieds Kunst wurde er hart wie Stahl. So ging er nun wohlgemuth seinen Weg weiter zum goldenen Schloß das ihm schon von Weitem entgegenschimmerte. Wie er näher kam, sah er, daß es sich fortwährend auf Entenfüßen hinundherbewegte. Eisenlaci hielt mit der einen Hand einen Fuß fest daß es nicht weiter konnte, mit der andern riß er das Thor auf und trat hinein. Da

kam ihn der neunköpfige Drache entgegen und sprach: „du bist ein starker Bursche ich will mit dir kämpfen; sei du ein eisernes Rad, ich will ein papiernes sein, dann rennen wir von zwei Bergen gegen einander an.“ „Nein,“ sprach Eisenlaci, „sei du das eiserne Rad, ich will das papierne sein,“ und so geschahs auch. Die zwei Räder rannten gegen einander, das Eisenrad fiel um und verlor einen Nagel, das war aber ein Drachenknopf. Da sagte der Drache: „Wir wollen als Flammen kämpfen: sei du die rothe Flamme, ich will die blaue sein.“ „Nein,“ sprach Eisenlaci, „ich will die blaue sein, sei du die rothe,“ und so geschahs auch. Wie nun die beiden Flammen mit einander kämpften, flog der Wasserrabe über sie hin. Den rief der Drache an: „Wasserrabe, Wasserrabe! gieß nur einen Tropfen in die blaue Flamme, ich gebe dir einen Kopf dafür.“ Da ward Eisenlaci sehr zornig und rief: „Wasserrabe, Wasserrabe! gieß nur einen Tropfen in die rothe Flamme, und ich gebe dir neun Köpfe dafür.“ Der Wasserrabe that um was ihn Eisenlaci gebeten hatte, und die rothe Flamme erlosch auf der Stelle. Da gab Eisenlaci dem Wasserraben die neun Drachenköpfe, brachte seine Schwe-

ster, die Prinzessin mit dem Mondkleide, zu dem stählernen Schmied und bat ihn er möchte sie zu seinem Vater bringen. Der versprach es, Eisenlaci aber ging weiter, um seine dritte Schwester, die Prinzessin mit dem Sternenkleide, aufzusuchen.

Es vergingen mehrere Tage, da kam er zu einer brennenden Heumiete, in der Heumiete aber war eine Schlange die rief gar kläglich: „hilf mir, ich will auch dankbar sein." Eisenlaci trat an die Miete heran und riß die Schlange heraus. Da sprach sie zu ihm: „Ich bin des Schlangenkönigs Tochter, komm mit mir auf seine Burg, er wird dir meine Rettung vergelten." Als sie am Thore der Schlangenburg standen, sagte die Prinzessin, „was dir auch mein Vater bieten mag, nimm es nicht an; verlange aber von ihm das schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmutzigste Hemd aus der Schlangenburg, es wird dich nicht reuen." Hierauf führte sie ihn zu ihrem Vater; als der die Gefahr und Rettung seiner Tochter vernahm, bot er Eisenlaci Gold, Silber und Geschmeide und allerlei Zauberwerk an. Eisenlaci antwortete: „Das Alles kann ich nicht brauchen; gib mir nur das

schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmutzigste Hemd in der Schlangenburg." Der Schlangenkönig wurde ein Weilchen stutzig, dann sagte er: „Das hat dich meine Tochter geheißen, aber es soll geschehen!" Hierauf wurden die drei Dinge herbeigebracht und des Schlangenkönigs Tochter sagte zu Eisenlaci: „Du hast wohl gethan meinem Rathe zu gehorchen: Das Pferd ist ein Zauberroß, das Schwert besiegt jeden Feind so lange es nicht gefegt wird, das Hemd schützt vor Hieb und Stich so lange es nicht gewaschen wird; benutze die drei Gaben gut, dann kannst du deinen Zweck erreichen."

Eisenlaci zog weiter zur Burg des zwölfköpfigen Drachen, der seine Schwester mit dem Sternenkleide gefangen hielt. Als er ankam, war der Drache gerade nicht daheim; die Schwester rief ihm weinend entgegen: „fliehe, mein Bruder! sonst bist du verloren wie ich und unsere Brüder. Sieh wie traurig mein Loos ist, deine beiden Brüder hängen in der Esse und jeden Tag muß ich Feuer machen daß sie recht dörren." Eisenlaci tröstete sie: „mein Schwert wird euch befreien." „Nein," jammerte die Prinzessin, „Gewalt kann hier nichts helfen, denn des zwölf-

köpfigen Drachen Frau ist eine Hexe, die hat einen Spruch gethan, daß wir für alle Zeit verloren sind, wenn einer unsertwegen den zwölfköpfigen Drachen bekämpfe. Du mußt uns dem Drachen abkaufen." „Das will ich gerne thun," sagte Eisenlaci. Da fuhr der zwölfköpfige Drache mit seiner Frau in voller Herrlichkeit in das Schloß ein. Als er vom Wagen stieg, redete ihn Eisenlaci an: „Herr, verkaufe mir die beiden Prinzen und das Mädchen mit dem Sternenkleide." Da antwortete die Hexe: „Du bist Eisenlaci; gib uns das rostige Schwert so an deiner Seite hängt, und das Hemd das du trägst, dann sollst du bekommen was du begehrst." Eisenlaci erwiderte: „ihr begehrt zwei Dinge von hohem Werthe, aber für meine Geschwister ist nichts zu theuer;" somit nahm er das Schwert von seiner Seite, zog das Hemd aus und gab beides dem zwölfköpfigen Drachen. Der hatte kaum das Hemd übergeworfen und das Schwert gezückt, als er höhnisch rief: „Du Thor, nun mußt du sterben! wie hast du dein Bestes so verschleudern können?" „Wenn es wirklich sein muß," sagte Laci, „so laß mich vorher von meinem Pferde Abschied nehmen." Der zwölfköpfige Drache willigte ein, und wie er nun

im Stalle bei seinem Pferde stand, sagte er kläglich: „Weißt du was geschehen ist?“ „Ja,“ sagte das Pferd, „der Drache ist einfältig gewesen, daß er mich nicht als Preis verlangt hat, denn dann wärst du verloren, jetzt kann ich dir noch helfen. Verlange vom Drachen daß er dich nach deinem Tode auf mich binde, für das Uebrige laß mich sorgen.“ Eisenlaci ging zurück und bat: „Zwölfköpfiger Drache, da ich nun sterben muß, so bitte ich dich: wenn ich todt bin, binde mich auf mein Roß und laß es laufen.“ „Den Gefallen kann ich dir thun,“ sagte der Drache, zerschnitt Eisenlaci in hundert kleine Stücke, wickelte sie in ein Tuch und band das Tuch dem Pferde auf den Rücken; das aber lief als ob es auf Sturmesflügeln flöge.

Der Schlangenkönig hörte von weitem ein Sausen; da sagte er zu seiner Tochter: „dem Eisenlaci ist gewiß ein Unglück widerfahren, denn das Zauberroß kommt im Zorn.“ Da ließ der Schlangenkönig vor dem Thore ein großes Feuer anzünden; das Zauberroß sprengte wüthend heran und verschlang die Flamme; dies kühlte es etwas ab und es blieb im Hofe stehen. „Da bringe ich meinen zerhackten Herrn.“ Das war

Alles was es sagte. Der Schlangenkönig legte Alles wieder ordentlich zusammen, und schickte alle Schlangen aus heilsame Kräuter zu suchen; als sie wiedergekommen waren, kochte er die Kräuter und wusch Eisenlaci damit, da erwachte er sogleich und war sieben Mal schöner als ehedem. Weil aber auf dem schnellen Ritte die rechte Schulter aus dem Bündel herausgefallen war, machte er ihm eine andere aus Gold und Elfenbein.

Eisenlaci zog nun wieder aus, die Schwester und Brüder zu retten. Als er nahe beim Schlosse des zwölfköpfigen Drachen war, verwandelte er sich in ein Roß und lief in den Schloßhof. Die Frau des Drachen merkte wohl daß Zauber im Spiele war, aber daß Laci das Roß war wußte sie nicht. Sie rief den zwölfköpfigen Drachen und sagte: „Ich muß sterben wenn ich nicht gleich die Leber dieses Pferdes essen kann. Der Drache winkte und gleich war das Roß gefangen um geschlachtet zu werden. Die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging eben vorüber, sie jammerte: „Du dauerst mich, schönes Pferd! es ist jammerschade daß man dich schlachtet.“ „Hast du wirklich Mitleid,“ flüsterte das Roß, „so nimm die

Erde, auf welche beim Schlachten die beiden ersten Blutstropfen fallen, und wirf sie in den Garten des Drachen." Die Prinzessin that wie ihr geheißen war, und am nächsten Tage stand ein Baum da mit goldenen Aepfeln. Die Frau des zwölfköpfigen Drachen rief ihren Mann und sagte: „ich muß sterben, wenn mein Imbiß nicht bei dieses Baumes Holz gekocht wird." Der Drachen winkte und seine Diener traten herzu den Baum zu fällen. Die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging eben vorüber und jammerte: „Du dauerst mich, schöner Baum! es ist jammerschade daß du umgehauen wirst." „Hast du wirklich Mitleid," lispelte das Laub, „so nimm beim Fällen die ersten zwei Spähne und wirf sie in des Drachen Teich." Die Prinzessin that wie ihr geheißen war, und am andern Morgen schwamm ein wunderschönes Goldfischchen im Teiche. Die Frau des Drachen rief ihren Mann und sagte: „ich muß sterben wenn ich das Goldfischchen nicht bei mir im Zimmer habe." Der Drache wollte ihr gern den Willen thun, sie konnten das Fischchen aber nicht fangen. Weil er nun sehr gut schwimmen konnte, wollte ers selber versuchen: er legte das rostige Schwert ab, zog das schmutzige

Hemd aus und sprang hinein. Alsbald warf sich das Fischchen ans Land und Eisenlaci stand da. Er zog schnell das Hemd an und schwang das Schwert. Wie die Frau des Drachen das sah, schwang sie sich auf einen Besenstiel und flog davon. Der Drache aber erinnerte sich daß Eisenlaci wieder ganz geworden war, darum bat er: „Wenn ich todt bin so binde mich auf mein Roß." Eisenlaci hieb ihm mit einem Streiche alle zwölf Köpfe ab und band sie und den Rumpf auf das Roß des Drachen. Das lief damit fort, ist aber noch nicht wieder gekommen.

Eisenlaci nahm nun seine beiden Brüder aus der Esse, wo sie schon ganz dürr und schwarz geworden waren und führte sie zum Schlangenkönig damit er sie heile. Auch seine Schwester, die Prinzessin mit dem Sternenkleide, ging mit. Als sie zum Schlangenkönig kamen, saß ein wunderschönes Mädchen an seiner Seite, die hatte einen Stern auf ihrer Stirne. Da sprach der Schlangenkönig: „das ist meine Tochter die du aus den Flammen gerettet hast, ich gebe sie dir zur Gemahlin." Da hielten sie eine große Hochzeit; die beiden Brüder welche wieder weiß und fett geworden waren gingen mit der Schwester zum

Vater zurück, Eisenlaci aber und seine Frau lebten sehr vergnügt mit einander, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

---

16. Marsi.

Marsi war viele Jahre Soldat, konnte es aber zu weiter nichts bringen, als daß er bei all seinen Kameraden für einen lustigen Bruder galt, weil er so freigebig war daß er den letzten Heller mit ihnen theilte; darum nahm er zuletzt seinen Abschied, und zog heim zu seinen Verwandten.

Hier kam er gerade dazu wie sie sich in seines Vaters Nachlaß theilten, der erst ein Paar Tage vorher gestorben war. Nun hatte Marsi freilich niemals ein solches Erbe erwartet, aber wunderlich wars ihm doch; daß er nicht mehr und nicht weniger kriegte als einen blanken Pfennig. Doch nahm er ihn ohne Murren, kehrte seiner Heimat wieder den Rücken und zog von dannen nicht schwerer als er gekommen war.

Seinen Weg nahm er durch Wies' und Feld,

und ging ohne Rast fürbaß bis er an einen Wald kam. Da trat ihm ein eisgrauer Bettler entgegen und bat um eine milde Gabe. Marsi ohne sich zu bedenken griff in die Tasche und schenkte dem alten Manne sein ganzes Erbtheil. Der dankte ihm gar freundlich und sagte: „Deine Gabe soll dir reichlich vergolten werden, Glück und Segen mögen Dich begleiten auf jedem Deiner Wege! Sprich, was wünschest du auf Erden?“ Marsi wunderte sich sehr solche Worte von dem Bettler zu hören, antwortete aber ohne langes Bedenken: „Nun guter Alter, etwas rechtes oder gar nichts! Das Liebste wäre mir wenn ich die Gabe bekäme, mich wenn ich wollte in eine Taube, einen Hasen oder einen Fisch verwandeln zu können!“ — „Diese Fähigkeit sei Dir verliehen!“ erwiderte der Greis, „zieh hin in meinem Namen und gedenke mein!“ Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so war er auch verschwunden.

Diese Erscheinung und die Worte des Greisen beschäftigten Marsis Gedanken so sehr daß er unvermerkt die Grenzen seines Vaterlandes überschritt, und noch vor Sonnenuntergang war er in eine fremde Königsstadt gekommen. Auf dem Hauptplatze sah er Jung und Alt versammelt und

laut tönte ihm Jubel und lustiger Gesang entgegen, denn gerade hatten sich eine Menge Werber eingefunden um bei Tanz und Becherklingen für den König der eben einen Krieg angefangen hatte, Rekruten zu sammeln. Das lustige Aussehn der Werber, die schmucke Kleidung, der blinkende Thalerhaufen auf dem Tische um den sie tanzten und von dem jeden der sich anwerben ließ das Handgeld gereicht wurde, dazu das Schwirren der Fideln und die vollen Becher, alles das behagte dem alten Soldaten sowohl, daß er sich so müde wie er war gleich mitdrehte in dem muntern Reigen und ein Glas ums andere auf des Königs Gesundheit trank. Eh er sichs versah, hatte er einen Tschako mit wehendem Federbusch auf dem Kopfe und ein Dutzend blanke Thaler klirrten in seiner Tasche.

Schon am Tage drauf stand er wieder wie vor ein Paar Wochen in Reih und Glied, und nicht lange, so ging es im alten Tact dem Feinde entgegen ins Feld. Weil er aber von schöner kräftiger Gestalt war und im Kriegswesen kein Neuling mehr, so stellte man ihn bald in die Leibcompagnie ein, welche des Königs Person bewachte. Das machte ihm aber viele Feinde und

Neider, denn er war ein Ausländer und hatte sich sonst bei seinem neuen Herrn noch keine Verdienste erworben.

Nun hatte der König von einem alten Zauberer einen Ring geerbt, welcher die Kraft hatte, den der ihn trug unüberwindlich zu machen. Unglücklicher Weise aber geschah es, daß der König gerade das Mal wo er es mit einem sehr mächtigen Feinde zu thun hatte, seinen Ring zu Hause ließ und es erst kurz vor dem ersten Angriff den er erwarten mußte merkte. Das Heer des Feindes griff ihn aber mit solchem Ungestüm an, daß er sich zurückziehen mußte neue Kräfte zu sammeln; aber obgleich er seine Reihen bald wieder herstellte und dem Feinde entgegenführte, auch den Muth seiner Soldaten durch das Beispiel seiner eigenen Tapferkeit und durch glänzende Versprechungen zu wecken suchte, so war dennoch alle seine Mühe umsonst. Das Glück das ihn sonst stets begleitete hatte ihn dies Mal ganz verlassen wie es schien, und das Heer sah sich plötzlich in einer so gefährlichen Lage, daß der König befürchten mußte mit ihm umzingelt und gefangen zu werden.

Da rief er in der höchsten Noth: „Wer mir

den Ring schafft ehe der Feind uns noch ganz überwältigt hat, der soll zur Belohnung meine einzige Tochter haben!" Aber die drohende Gefahr war schon so nahe und die Entfernung von der Hauptstadt so weit, daß auch der schnellste Reiter sich nicht zutrauen konnte, zu rechter Zeit wieder zurück zu sein, denn auch der hätte sieben Tage gebraucht alle die Gewässer und Berge zu passiren welche auf dem Wege nach der Königsstadt liegen. Das bedachten Alle und darum zuckten sie bedenklich die Achseln und kein Einziger wagte es den Auftrag zu übernehmen.

Da gedachte Marsi der drei Wundergaben die ihm der Bettler verliehen, trat vor den König und sprach: „Dein Ring, o König, soll bald zur Stelle sein, gedenke du dann deiner Zusage!" — Und sogleich rüttelte er und schüttelte sich, und floh in Gestalt eines Hasen über Stock und Stein, ja er lief so schnell, daß der Staub in großen Wolken hinter ihm aufflog, worüber sich alle die es sahen sehr wunderten.

Als er an den Theißfluß kam, rüttelte er sich wieder und schwamm als silberner Hecht hinüber; und wie er das Ufer drüben erreicht hatte, rüttelte er sich zum dritten Mal, schwang sich als

Taube in die Luft und flog schneller als der Wind über Berg und Thal. Ehe sichs der König im Lager träumen ließ, hatte Marsi die Burg erreicht, schwebte durchs Fenster in das Gemach der schönen Prinzessin und setzte sich ihr auf den Schoos. Die Königstochter liebkoste die zahme Taube, reichte ihr Milch und Zuckerbrot; aber die Taube rüttelte sich plötzlich und Marsi stand in seiner natürlichen Gestalt vor der erstaunten Prinzessin. Er entdeckte ihr sogleich in welcher Absicht er gekommen wäre, und wie die Prinzessin das Alles hörte, freute sie sich sehr einen so hübschen braven Soldaten zum Bräutigam zu haben. Sie gab ihm den kostbaren Talisman und warnte ihn zugleich, sich auf dem Heimwege vor der Hinterlist seiner neidischen Kameraden in Acht zu nehmen.

Damit er nun, wenn er des Ringes beraubt würde oder ihm sonst etwas Schlimmes begegnete, ein Zeugniß vor dem Könige hätte, bat er die Prinzessin drei Pfänder von ihm zu nehmen. Er rüttelte sich, saß der Prinzessin wieder als Taube auf dem Schoos und sprach:

„Zieh jetzt zwei Federlein
aus meinen Flügelein!“

Das that die Prinzessin und zog zwei schöne Federn heraus aus den Taubenflügeln. Da rüttelte sich auch die Taube und ein schöner silberner Hecht lag vor ihr, der sagte:

„Nimm mit dem Fingerlein
acht von den Schuppen mein!“

Da zog die Prinzessin acht schöne Silberschuppen heraus. Nun rüttelte sich aber auch der Hecht und verwandelte sich auf der Stelle in einen Hasen, der sprach:

„Schneid, Königstöchterlein,
nur ab mein Schwänzelein!“

Die Prinzessin nahm die Scheere und schnitt ihm das Schwänzchen ab; alle drei Pfänder that sie in ein Schächtelchen und legte es zu ihren Schmucksachen unter Schloß und Riegel. Unterdessen hatte sich auch der Hase wieder gerüttelt, stand als Marsi da und nahm jetzt von der Prinzessin Abschied. Darauf verwandelte er sich wieder in eine Taube, nahm den Zauberring in den Schnabel und flog in aller Eile zum Fenster hinaus. Aber der lange Weg den er zurücklegen mußte und die ungewohnte Last des Ringes ermüdete ihn allmählich; doch nahm er alle seine Kräfte zusammen und steuerte muthig der Gegend

des Lagers zu, wo ihn der König bereits mit großer Sehnsucht erwartete. Nur noch ein paar hundert Schritt war er ab vom Lager, da erhob sich auf einmal ein Wind der ihm so heftig entgegenwehte, daß er seinen Flug aufgeben mußte und sich in einen Hasen verwandeln. Er rüttelte sich, nahm den Ring ins Maul und floh so schnell er konnte dahin über Stock und Stein.

Aber bald erfuhr er, wie sehr die Prinzessin Grund gehabt hatte ihn zu warnen. Einer von seinen Kriegskameraden, der ihn als Hasen hatte fortlaufen sehen, entbrannte dergestalt vor Neid, daß er sich vornahm ihm bei seiner Heimkehr aufzulauern und das Glück zu entreißen, das ihm der König zugesagt hatte. Er versteckte sich hinter ein Zelt, und wie der Hase herankam, schoß er ihn auf der Stelle todt, nahm ihm den Ring aus dem Maule und ging zum Könige. Der freute sich ungemein seinen Talisman wieder zu haben, steckte ihn gleich an den Finger und bekräftigte dem der ihn gebracht hatte sein gethanes Versprechen. Noch war keine Stunde vergangen, da wandte sich das Glück des Krieges wieder auf des Königs Seite: das ganze feindliche Heer wurde geschlagen, sein Fürst getödtet, alles

Kriegsgeräthe sammt vielen Schätzen und Kostbarkeiten erbeutet und das Land ohne große Anstrengung erobert.

Da nun der Krieg ein Ende hatte, so kehrte der König mit seinem siegreichen Heere wieder heim und zog unter dem Jubel des Volkes in seine Burg ein. Die Prinzessin freute sich von Herzen über seine Ankunft, aber ihr Blick suchte vergebens ihren Bräutigam in den Reihen tapferer Krieger welche die Burg umgaben und jubelnd und jauchzend die Fahnen schwenkten. Da trat ihr der König entgegen mit festlichem Geleite und führte ihr Marsis Mörder, den falschen Bräutigam vor, indem er sagte: „Hier ist der dem ich deine Hand versprochen habe, der brave Soldat der mir den Ring gebracht und damit uns Alle gerettet hat. Morgen soll eure Hochzeit gefeiert werden zugleich mit der Siegesfeier.“

Die Prinzessin aber erschrak heftig wie sie das hörte, brach in heiße Thränen aus und weinte Tag und Nacht. Und der Gram ging ihr so zu Herzen, daß sie schwer erkrankte; aber den Grund sagte sie nicht, nahm auch keine Nahrung zu sich sondern weinte ohne Aufhören; darum konnte auch weder die Siegesfeier gehalten wer-

den noch die Trauung vollzogen. Da ward der König auch von Tage zu Tage ernster, weil ihm seiner Tochter Leiden nahe ging, aber weder er noch die Aerzte wußten den Grund davon zu sagen.

Indeß war Marsi der arme Hase auf dem Felde liegen geblieben und nahe daran, ein Fraß der Raben zu werden. Da geschah es aber, daß der graue Bettler der ihm einmal für seinen Pfennig die drei Wundergaben verliehen hatte, wiederum über das Feld kam und ihn starr am Boden liegen fand. Er erkannte ihn gleich und sprach: „Hase steh auf und lebe! Rüttele und schüttle dich und eile auf die Königsburg, denn ein Anderer steht an deinem Platze; säume nicht, sonst kommst du zu spät.“ Da sprang der Hase wieder munter und lebendig auf seine Füße, eilte so schnell er konnte über Feld und Haide, und als er an das Ufer der Theiß kam, tauchte er in die Fluth und schwamm als silberner Hecht hinüber. Dann wurde er wieder zur Taube und flog rasch über Berg und Thal, bis er an die Hofburg des Königs gelangte. Da rüttelte er sich, nahm seine natürliche Gestalt an und erschien vor des Herrschers Angesicht. Der König wollte ihn aber nicht anerkennen, schalt ihn einen unverschämten

Lügner und stellte ihm den Mann gegenüber der den Zauberring gebracht hatte. Diese Begegnung kränkte den armen Marsi so, daß er die Thränen kaum zurückhalten konnte; doch aber faßte er wieder Muth und sprach zum Könige: „Willst du gewähren daß ich mich rechtfertige, so laß mich vor der Prinzessin erscheinen; aus ihrem Munde wirst du hören wer dir den Ring gebracht hat, ob ich oder jener Schurke von Betrüger." Der König betrachtete ihn genauer und immer mehr erinnerte er sich je länger er ihn ansah, daß es kein Anderer als Marsi gewesen war, der sich erboten hatte den Ring zu holen; er sagte aber nichts und führte ihn gleich selber zu seiner Tochter.

Sie fanden die Prinzessin noch immer in tiefem Kummer, kaum aber erblickte sie Marsi, als sie vergnügt aufsprang, ihm entgegen lief und ausrief: „Das ist mein rechter Bräutigam, ihm hab' ich den Ring gegeben, und er ist es dem wir den Sieg verdanken." Alle Anwesende wunderten sich sehr über diese Worte, der König aber wurde sehr verlegen, denn jetzt wußte er bestimmt, daß der Eine den Ring hatte holen wollen und der Andere ihn gebracht hatte.

Da holte die Prinzessin das Schächtelchen worin sie Marsis Pfänder aufgehoben hatte und sagte zu ihrem Vater: „Befiehl doch einmal dem Betrüger da sich in einen Hasen, einen Hecht und eine Taube zu verwandeln." Der König befahl es, aber der falsche Bräutigam stand unbeweglich und wie gelähmt vor Angst und Schreck. Mit einem Male aber rüttelte sich Marsi und saß der Prinzessin als Taube auf dem Schoos, und die Taube sagte:

„Fasse die Federlein
wieder mir ein!"

Da nahm die Prinzessin die beiden Federn aus der Schachtel, hielt sie an die Flügel der Taube, und Jeder mußte erkennen, daß sie der Taube gehörten. Nun rüttelte sich die Taube, ein silberner Hecht lag an ihrer Stelle und sagte:

„Nun, Königstöchterlein,
setz mir die Schuppen ein!"

Da nahm die Prinzessin die acht Silberschuppen, und Aller Augen konnten sehen, daß sie am Fische gefehlt hatten. Endlich rüttelte sich auch der Hecht, sprang als Hase zu den Füßen der Königstochter und sagte:

„Nun setz mein Schwänzelein
wieder mir ein!"

Da überzeugten sich Alle daß dem Häschen das Schwänzchen fehlte und es paßte prächtig. Zuletzt schüttelte sich der Hase wieder und Marsi stand in seiner wahren Gestalt da.

Als der dem Könige erzählt hatte was ihm widerfahren war, ließ dieser den Betrüger sogleich ergreifen und an den Galgen hängen. Am nächsten Tage aber ward die Königstochter dem braven Soldaten vermählt. Das war eine Hochzeit! Jedermann war vergnügt; der König aber schenkte seinem Eidam das Reich das er erobert hatte zur Mitgabe. Dort wurde Marsi als König gekrönt und Alle lebten nun froh und glücklich bis an ihr Ende.

---

17. Sage von Tschabor.

Es war einmal ein junger Herzog, wohl kaum fünfundzwanzig Jahr alt, der war kerzengerade von hohem Wuchse gleich den Tannen des Waldes, auch seine Stirne war dunkel wie eine finstre Tanne; Donner und Blitz sprühten seine schwarzen Augen, seine Kleidung, sein Panzer war

schwarz, denn der Herzog, den die ganze Welt nur schlechtweg Herr Tschabor nannte, diente unter den auserlesenen Rittern des großen Königs, und er hatte keinen andern Schmuck ohne sein schwarzes Kleid, nur einen goldenen Stern welchen im deutschen Feldlager einmal der große König Herrn Tschabor verehrt hatte, weil er ihm das Leben rettete. Herr Tschabor stand in großem Rufe von wegen seiner Ritterlichkeit und von wegen seines guten Herzens, gegen die Armen war er sehr milde und viele Male schalt ihn der große König weil er sein Hab und Gut so ohne alles Bedenken austheilte; aber die Priester wurden von Herrn Tschabor nicht mit Almosen bereichert, denn Denen schenkte er niemals nichts und für die Messen spendete er kein Geld aus, darum war ihm auch die ganze Priesterschaft gram, besonders der Oberpriester am Hofe des großen Königs, aber weil der große König den Herrn Tschabor so sehr liebte, wagte der Priester auch nicht offen unserm Herrn zuwider zu sein, aber heimlich brütete er trotz alle dem über seinem Verderben.

In einem kalten Herbste da kam der große König einmal mit Herrn Tschabor auf dem Heim=

wege aus dem Lager in die Stadt des Königs an die Ufer eines großen Wassers. Die Hengste waren noch nicht gesattelt, da rief der große König Herrn Tschabor: — „Mein Sohn, ruhe dich in der Nacht aus, und wenn es zu der Morgenröthe dämmert, so eile mit deinen treuesten Mannen weit über die Alpen jenseits der Ebene zum alten Demetrius in Roman, denn ich höre von meinen walachischen Herren, daß meine Freundschaft nicht mehr Platz hat in ihren Zähnen, weil sie jetzt mit den Türken Kameradschaft pflegen. Forsche wohl nach, mein Sohn, wie viel Wochen dort die Welt hat, und mahne den alten Fuchs daß er auf seinen Schweif Acht gibt, denn statt des Erzbischofmantels möchte ich ihm wohl den Strang senden."

Herr Tschabor nahm mit Freuden des großen Königs Befehl über sich, nahm Abschied von Margreth seinem Weibe, und flog auf seinem braunen Hengste durch die Sandwüste am Strande der Alt, und von dort in hartem Frost brach er quer über die Schneeberge und stieg ab bei Jordan Boër, der ein treuer Unterthan des Königs war. Dort hörte er des alten Demetrius Falschheit so groß wie sie war, und noch dazu, daß er

von des großen Königs Oberpriester heimlich angestiftet würde, zur Vollbringung seiner schlechten Werke.

Als Herr Tschabor das erreicht hatte, trat er seine Reise an, und am vierten Tage kam er nach Roman, nahm Quartier beim Bischof und der empfing ihn darum mit falscher Herzlichkeit, mit Gänschenzungen wollte der alte Hund Herrn Tschabor hintergehen wegen der Geschichte dort, aber das war nicht so leicht des großen Königs Dienstmann zu betrügen. Herr Tschabor antwortete auf die vielen Reden des Bischofs gar nichts, und darum dachte der Bischof er hätte Herrn Tschabor eingeschläfert, aber der war jetzt nur um so aufmerksamer, und da er einmal bemerkte, daß alle Nacht zahlreiches Volk sich in der großen Kirche versammelte, so schlich er sich auch einmal nächten hinein in Boërs Kleidern, und hörte mit Schrecken wie sich die Kapuzen mit den Bischöfen beredeten gegen den großen König, und wie sie mit des Türken Hülfe Aufruhr und Empörung schmiedeten; das hörte Herr Tschabor alles heimlich mit an, und am andern Tage schickte er von seinen Dienern einen mit einem Briefe an den großen König, darin hatte er die ganze Sache

haarklein verrathen. Aber dem Diener paßten die Spione auf, packten ihn an, schlugen ihn todt, nahmen ihm Herrn Tschabors Brief ab und gaben den dem Bischofe — da der nun in dem Briefe las, daß Herr Tschabor sich jede Nacht in die Kirche schlich, so schloß er noch in derselben Nacht, sobald sich die Menge zusammengefunden hatte, die großen Kirchthüren zu und erzählte mit zornigen Worten dem Volke wie ein Verräther unter ihnen wäre; darauf verlangten Alle seinen Tod, und waren bereit auf das heilige Kreuz zu schwören, daß sie es nicht wären.

Da setzte der Bischof einen Stuhl an die Altarstufen, setzte sich darauf, und nun ließ er Alle die da waren der Reihe nach schwören; nur Einer in einem braunen Pelze rührte das Becken mit dem geweihten Wasser nicht an; da sagte der Bischof zu ihm: „Wer bist du denn daß du nicht zu mir kommst?“ Aber der schwarze Pelz rührte sich nicht, jetzt wußte der Bischof wie das Ding war, und befahl den Leuten: „bindet den Braunen!“ da fiel der braune Pelz und da stand Herr Tschabor, wie die finstere Tanne des Waldes anzusehn mit seiner dunkeln Stirn und seinen flammenden Blicken, in der Rechten hielt er einen

kurzen Kupferhammer mit vergoldetem Griffe, seine Linke aber ruhte auf einem breiten Schwerte — da stand die Menge zitternd da wie der Jäger der einen Hasen jagen will und unversehens auf einen Bären stößt. — Aber nicht lange so stürzten sie auf ihre Beute, und so viele waren ihrer Alle, daß Herr Tschabor, nachdem er von ihnen bei Dreißigen erschlagen hatte, doch selber todt hinsank, sein Blut aber spritzte hoch an der Säule in die Höhe, und noch jetzt sieht man's in der alten Kirche zu Roman beim Eintreten links, die walachischen Pfaffen haben's oft genug übertüncht, aber es hat nie weiß bleiben wollen.

Das erfuhr der große König, da sperrte er den Oberpriester ein, und kam mit einem furchtbaren Heere die Kapuzen zu bestrafen welche Herrn Tschabor getödtet hatten, mit seinem Heere kam auch Frau Margreth in Mannskleidern und weinte so lange unter der blutigen Säule, bis sie einmal nach der Messe todt vom Steinboden aufgehoben wurde. I, S. 471.

18. Michael Dobosi.

„Die Räuber nah'n!“ In Sattel setzt
Held Dobosi die Schöne,
wild hinter drein die Rosse hetzt
ein Schwarm Tatarensöhne;
und wie den Schnee auf Felsenhöh'n
sieht man das Banner drüber weh'n,
hoch aus der Staubeswolke,
umdrängt vom wilden Volke.

Doch rückwärts schaut und vorwärts eilt
mit seinem Weib der Reiter;
ob Thal ob Hügel — unverweilt
trägt sie der Renner weiter;
gebadet wohl in blut'gen Schaum
durchfliegt es stolz den weiten Raum,
sein Huf mit Blitzesschnelle
schlägt Funken aus so helle.

Nicht zagt der treue Ungarheld
vor Wund' und Tod im Herzen,
oft floß sein Blut im grünen Feld,
er kennt des Todes Schmerzen!
Und wer zu sterben weiß, deß Hand
drückt nie der Sklavenfessel Band —
doch seine Glut ersticket
wenn er auf's Liebchen blicket.

Die Arme schlingt die zarte Maid
um ihren treuen Recken;
sie bebt und glüht, zu jeder Zeit
umringt von neuen Schrecken,
indeß um sie der wilde Ost
im braunen Haar keck wühlend tost;
wo Blätter rauschend fallen,
hört sie nur Ketten schallen:

„O Held, dir nicht der Muth gebricht
„mit Hunderten zu ringen?
„und kommt das Unglück, bebst du nicht
„das Flammenschwert zu schwingen?
„Durch Berg und Thal an fernen Ort
„treibt mich der fremde Sieger fort,
„im Sklavenjoch zu stöhnen,
„der stolzen Frau zu fröhnen!“

Dem Helden graust es, still zerdrückt
im Aug' er blut'ge Thränen,
tief seufzend er zum Himmel blickt
und ruft in heißem Sehnen:
„Flieg hin, flieg hin, mein treues Roß!
„Noch führt vielleicht ein glücklich Loos,
„droh's auch mit schweren Leiden,
„uns noch zu Lust und Freuden.“

Und wie das Reh im Waldesgrün
trotz blut'ger Wunde Plagen,
sieht windschnell man den Helden flieh'n
vom treuen Thier getragen:

Gebadet wohl in blut'gen Schaum
durchfliegt es stolz den weiten Raum,
sein Huf mit Blitzesschnelle
schlägt Funken aus so helle.

Doch mag's geschehn daß Wog' und Wind
stets ringen ohne Wanken?
ziellos zur Ferne schnellbeschwingt
Hinschweifen die Gedanken?
Der Athem stockt dem Roß, erschlafft
ist endlich seiner Sehne Kraft,
Des Lebens Kern getroffen,
und hin des Reiters Hoffen.

Da faßt ein Sturm der Schönen Brust,
die Adern fühlt sie schwellen;
schon nah'n im Feld mit Siegeslust
und Lärm die Raubgesellen;
und wie den Schnee auf steilen Höh'n
sieht man das Banner näher weh'n
hoch aus der Staubeswolke,
umdrängt vom wilden Volke.

„O Held, o Held, was schirmt uns noch?
„das Schwert drum frisch gezogen!
„zerschmelze denn das Sklavenjoch
„mein Blut in heißen Wogen!
„Soll leben ich im Mägdekleid,
„wenn dich dein Heldentod befreit?
„zu fremden Frohnes Füßen
„der Witwe Thränen fließen?“

Er steht an Zweifelmeeres Rand
drin aller Muth versunken,
schwach glimmt von Seufzern übermannt
der letzte Hoffnungsfunken:
„Nur einmal noch, mein treues Roß!
„noch führt vielleicht ein glücklich Loos,
„droh's auch mit schweren Leiden,
„uns doch zu Lust und Freuden.“

Und einmal noch zuletzt es fühlt
den scharfen Sporn mit Stöhnen
und spannt wie müdgehetztes Wild
die letzte Kraft der Sehnen.
Gebadet wohl in blut'gen Schaum
durchfliegt es stolz den weiten Raum,
und ach! wie Blitzesflammen
bricht stracks das Roß zusammen!

Und wie die Wolke hagelschwer
und wie des Blitzes Leuchte
schwirrt schon des roh'n Tataren Speer, —
ob er sie bald erreichte?
und wie der Schnee auf steilen Höh'n
sieht hier man schon das Banner weh'n,
aus dichter Staubeswolke,
umdrängt vom wilden Volke.

„O Held, noch einen Kuß so warm,
„den letzten, meinem Munde!
„dann deck' mit deinem Schützerarm
„des Herzens tiefe Wunde.

„Dann, Engel mein, entreiß mich gleich
„des Räubers Gier mit einem Streich!“
Es schweigt der Held, und kehret
sich ab von Leid verzehret.

„O Held, ganz schwand die Hoffnung hin
„um Leben noch zu werben.
„Die Liebe nur durchflammt den Sinn
„und Andres nichts als Sterben.
„Schon winkt der Freiheit Strahl so hell,
„doch naht sie nur im Blutesquell!“
Er schweigt, er fühlt sein Leben
sein innerstes erbeben.

„Ein Schicksal vielen Neides werth
„ist, Männer, euch gegeben:
„Du zückest auf den Feind das Schwert,
„und scheidst gerächt vom Leben.
„Ich flehe, dies vermag ich bloß,
„jetzt auf den Knien den Todesstoß.
„Ich gab ja Herz und Liebe —
„was wär' noch das mir bliebe?

„Willst du daß ein verhaßter Kuß
„in Siegers Arm ihn lohne?
„daß in den Staub des Mächt'gen Fuß
„die Schaam zertret' im Hohne?
„Weh Theurer, denk' es schaudernd aus
„wie dann dein Weib in Lasters Graus —
„Ist das die starke Treue?
„drum diesen Kampf nicht scheue!“

Noch säumt der Held vom Weh gebannt,
ihn bringt die Qual von Sinnen —
da schaudernd greift ans Schwert die Hand
mit der Minute Rinnen;
indeß dem Löwen gleich an Wuth,
nach Beute lechzend und nach Blut,
der Krimm Tatarenrecken
nach ihr die Hände strecken.

Und abgewandt zum letzten Mal
hält er sein Lieb umschlungen,
senkt tief hinein den treuen Stahl —
da hat er's durchgerungen;
und stürzend in den wilden Schwarm
empfängt und gibt den Tod sein Arm,
und auf der Gattin Leiche
verströmt sein Blut der Bleiche.

Cseke, November 1821.

Franz Kölcsey.

Anmerkungen.

1.

Treu nach dem Volksmunde aus Pesth mitgetheilt von Gaal. Vergl. im Allgemeinen Gebr. Grimm, Kinder- und Hausmärchen I, 60. 85. Wolfs deutsche Märchen und Sagen, 27. E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Thüringen S. 113. Letzteres Märchen, aus Halle stammend, nennt nur zwei Brüder statt dreier, auch Jagdhunde statt Bär, Löwe, Wolf, ist überhaupt minder wild gehalten. Statt des Drachenkampfes und auch in der Folge sind andere ächt deutsche Züge eingemischt, darunter dieser bemerkenswerth: Der zweite Königssohn erzählt dem älteren nach dessen Wiederbelebung, wie er überall für ihn gehalten, ja gezwungen worden sei das Bett der jungen Königin zu theilen. Da ersticht ihn der Bruder in eifersüchtiger Wuth und erfährt erst Abends von seiner Gemahlin die Wahrheit. Reuig sucht er die Leiche im Waldgrunde auf, deren Erweckung ihm mit der Lebenssalbe, welche er von der Hexe erhalten, gelingt. — Weit mehr stimmt, wenngleich weiter ausholend, auch im Anfange das Grimmsche Märchen „die beiden Brüder.“ Bär, Löwe, Wolf, werden hier

noch durch Fuchs und Hase vermehrt; und wenn es auch im Einzelnen gemüthlicher ausgesponnen und in Bezug auf die Wiederbelebung des Jüngeren Urbild des Sommer'schen scheint, stimmen manche andere Punkte wie die erste Begegnung der Hexe wörtlich mit dem unsrigen. Uebrigens findet sich der wildere Ton den die ungarische Erzählung anschlägt, am treusten wieder in E. von Houwalds Bearbeitung.

Die Frage: „Wo geht ihr hier, ihr Königskinder, wo auch der Vogel nicht fliegt?" kehrt im Eisenlaci wieder, wo Graf Majláth die von uns wörtlich wiedergegebenen Worte der Prinzessin frei so gestaltet: „Wie kömmst du her, mein Bruder, hieher wo selbst kein Vogel fliegt?" Solcher stereotypen Redensarten bieten die ungarischen wie eigentlich alle Märchen eine große Menge, vor Allem der Anfang: „Wo war's, wo war's nicht," was man nach dem Ungarischen auch so geben kann: „Es war irgend wo, es war nirgends ꝛc."

Das Ausschneiden der Zungen ist in allen ähnlichen Märchen stehend, s. Kinder- und Hausmärchen II, 111 und das mehr in den bäurischen Ton herabgezogene „die Zungen" bei K. L. Kannegießer „Märchen für Kinder," Breslau bei Schletter s. a.

Honcida und Boncida sind erdachte Namen, über welche sonst nichts verlautet wie mir Herr Prof. Greguß in Szarvas versichert. Im Gebrauch lassen sie sich zusammenstellen mit Pontius und Pilatus, deren zufällige Alliteration der Deutsche alsbald zur Spaltung der Person zu benutzen gewußt hat; so sagt der Thüringer: „ich ging von Pontius zu Pilatus" für „ich ging bei

Allen herum.“ Der Reim in jenen Wörtern ist orientalischer, wie Krethi und Plethi.

In Stücke gehauen und in ein Faß verschlossen wird, wie E. Sommer anführt, auch der Zauberer Virgilius im Volksbuche. Ebenso in dem Hallischen Märchen „vom jungen Grafensohn der sein Glück suchen ging“ (Sommer S. 128) als letzte Probe dessen, der die verzauberte Prinzessin erlösen wollte; ebenso Eisenlaci.

2.

Mitgetheilt aus Münster (Monostor); es verläugnet seinen tatarisch-ungarischen Ursprung in keinem Zuge.

3.

Mitgetheilt aus Münster. Es scheint die Quelle des Grimmschen Märchens von den drei Handwerksburschen (Kinder- und Hausmärchen II. Nro. 120): es zeigt den ächt ungarischen Humor und hat den nicht minder nationalen Zweck die Slaven zu verspotten. Das Deutsche rettet den Spaß auf Kosten der geschlossenen Einheit und inneren Begründung des Einzelnen. Waren jene drei Schelmantworten vonnöthen, um den Wirth auf's Hochgericht und in des Teufels Klauen zu bringen?

4.

Aus Pesth. Die zwölf Mädchen im Schlosse und ihre Vermählung an ebensoviele Prinzen so wie die

Verzauberung von Mädchen in Stuten und mancher andere Zug findet sich in L. Kannegießers „Vierzehn Prinzessinnen.“ Märchen für Kinder Nro. 9, S. 76. Auch in „Zauberhelene“ bei Graf Majláth (Magyarische Sagen, Märchen und Erzählungen, Stuttgart und Tübingen 1837) läßt Hexe Eisennase ihre zwölf Töchter in Gestalt von Erzrossen weiden. — Die Geschichte mit Striegel, Bürste und Frieslappen nur mit Aenderung der letzteren in Kartätsche und Stiebelappen, kehrt mit Anderem vereinigt wieder in einem Wettiner Märchen bei Sommer (Sagen und Märchen S. 135), welches bemerkenswerth genug auch den ungarischen Kalkofen enthält, s. die beiden folgenden Märchen.

Das Zauberpferd, der Tátos (Tatosch), ist allemal das schlechteste und unansehnlichste Pferd, so bei Eisenlaci und Zauberhelene. Die Zauberpferde der Fürsten können auch wohl sprechen und geben Orakel wie Xanthos in der Iliade, und haben neun Füße wie Sleipnir acht (Snorra Edda ed. Rask, pag. 18). So Taigaröt des Flammenkönigs Holofernus Roß bei Majláth; so spricht auch das Roß Tugarins in dem russischen Märchen von Dobryne Nikititsch (O. L. B. Wolff, Märchenschatz I, S. 182).

5.

Aus Pesth. Die bekannte Geschichte von Hänsel und Gretel, gegen das Ende mit Zügen aus Aschenpuddel; offenbart nur um den Tátos reichere Nachbildung.

6.

Aus Münster. Ebenfalls augenscheinlich einem deutschen Märchen nacherzählt, welches sich bei L. Kannegießer findet, Märchen für Kinder, Nro. 6, S. 44. „Der warnende Vogel.“ Sein Gang ist kurz der:

Eines jungen Försters Braut besucht diesen in seinem Waldhause; aber beim Eintritt warnt sie der drin hängende Vogel mit den Worten:

„Luise Amalie, pack dich hinaus,
Denn das ist ein Räuberhaus.“

An der Flucht durch der Bewohner Kommen gehindert, fleht sie den Vogel um Rettung an und findet, durch ein zweites Verschen, selbst zum Vogel verwandelt, Zuflucht im Käfig. Jene bringen eine Freundin der Braut geschleppt, sie wird beraubt; eine Hand, des zu fest sitzenden Ringes wegen abgehauen, fällt unter den Tisch in die offene Fallthür des Kellers; jene wird im Walde festgebunden. Nach der Räuber Entfernung wieder entzaubert nimmt nun Luise Hand und Vogel mit, und kehrt mit dem befreiten Mädchen heim. Indeß finden sich die Genossen des Försters unbesorgt zum Hochzeitmahl ein, werden aber durch Erzählung des Vorgefallenen als eines Traumes, durch Entschleierung jener Dame und das Wahrzeichen der Hand entlarvt, und den Gerichten überliefert. Dem Vogel verspricht das Mädchen aus Dankbarkeit Alles; er verlangt nichts als Vermählung mit ihm. Dies zu erfüllen wird sie freiwillig um zweiten Male ein Vogel: hiermit ist aber der Zau-

der gelöst und Beide verwandeln sich wieder in ein glückliches Brautpaar.

Daß dies Märchen aus dem Volksmunde entnommen sei, versichert Kannegießer, indem er es von allen versichert, freilich mit dem verfänglichen Beisatze, daß er vielen seiner Märchen einen sittlichen Gehalt zu geben versucht habe. Mir scheinen sowohl die eingestreuten Verschen als die durch das Ganze gehende Bedeutung des Vogels, welcher in dem ungarischen Märchen eigentlich zwecklos geblieben ist, unwiderlegbar für die Priorität des Deutschen zu sprechen. — Neu ist die Schermesserfigur, über welche vergleiche die Anmerkungen zu Eisenlaci.

7.

Mitgetheilt aus Münster. Vergl. Grimm Kinder- und Hausmärchen II, 133. „Die zertanzten Schuhe"; welches weiter ausholt und Einzelnes besser begründet. So pflegen die Königstöchter den Freiern einen Schlaftrunk zu reichen, vor welchem aber der glückliche (hier ein Soldat) von einer weisen Frau gewarnt wird. Anderes wie die wiederholten Mahnungen der Jüngsten stimmen wörtlich. Merkwürdig bleibt, daß an Stelle der kupfernen, silbernen und goldenen Bäume hier silberne, goldene und demantene treten. Vergl. die Anmerkung zu Nr. 14.

8.

Aus Münster. Kurzer Auszug der bekannten vielgestalteten deutschen Erzählung, von E. von Houwald

so zierlich umgeschaffen in „Herrn Mordis Garten“ Neu aber bleiben die seltenen Eigenschaften der Früchte. Für den Anfang vergleiche noch „das singende und springende Löweneckerchen (verderbt aus Lerche, niedersächs. Läuwerke, Lewerke). Gebr. Grimm II, 88.

9.

Aus Pesth. Geht im Allgemeinen zurück auf „die vier kunstreichen Brüder“, Kinder- u. Hausmärchen II, 129, deren launigere Färbung und gerechteres Endurtheil man hier ungern vermissen wird.

10.

Von ebendaher. Gleichfalls Nachbildung eines bekannten, in vielfacher Gestalt umgehenden Märchens, s. Kinder- und Hausmärchen II, 107. Im wesentlichen ganz dasselbe Märchen sind „die dankbaren Thiere“, aus Gaals Sammlung von Kletke aufgenommen, Märchensaal II, S. 19. Doch werden hier die drei Aufgaben näher begründet. Durch Anklage Forkös, so heißt der Dritte, als eines Mädchenräubers. Dieser Name sowohl als der Schluß des Märchens überhaupt, gehören vielleicht einem slavischen Wehrwolfmythus an, mögen wir ferkö (das auch Ehemann bedeuten soll) ohne Weiteres übersetzen mit Wolfshüter, oder für weich vocalisirt ansehen statt des eigentlichen farko. Denn farkas ist ungarisch der Wolf, als Apellativum und Eigenname, verwandt einerseits mit litth. wilkas

sammt dessen Sippen; andrerseits hinweisend auf ahd. wargus, nord. freki und was damit zusammenhängend. Vergl. Höfers Abhandlung im ersten Heft der Zeitschrift für Sprachwissenschaft.

Kletke vergleicht noch für den Gesammtinhalt das wendische Märchen „Recht bleibt immer Recht", aus Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden. Grimma 1841—43.

11.

Aus Münster. Nur das Errathen der Mäler erinnert an deutsche Züge, wie an das goldene und silberne Haar der Prinzessin im „klugen Schneiderlein". Kinder- und Hausmärchen II, 114. Doch vergleiche für derlei Räthselaufgaben auch das Turandotmärchen, welchem bekanntlich zunächst Gozzis glücklicher Bettler zu Grunde liegt, also keinenfalls ein deutsches Object.

12.

Aus Pesth. Die alte Geschichte vom Knüppel aus dem Sack, vereinfacht, aber doch in frischer volksthümlicher Weise. Den seltsamen Schluß von des Bettlers Thronbesteigung hat wohl teleologisirende Reflexion angehängt.

13.

Aus Münster. Die Dienstleistung der Pomeranzenfee gleicht denen der deutschen Häns chen oder Kobolde,

welche aber wohl nie weiblich vorkommen. Vergleiche dagegen außer der Stelle im Eisenlaci das russische Märchen Kojata (Rud. Glaser, Ost u. West, Prag 1837. 1 u. 2, und Kletkes Märchensaal II, S. 78). Hier ordnet die schöne Welena das Zimmer, auf dessen Fensterbret sie als Blaublümelein im Scherben steht. Der Besitzer entzaubert sie wieder indem er ein Tuch darüber wirft.

Daß die Wiederverzauberung durch Verbrennen des Hafendeckels gestört wird, stimmt mit der Verbrennung der Igelhaut in „Hans mein Igel", Kinder- u. Hausmärchen II, S. 108 und der Eselshaut II, S. 144; hier gegen, dort mit Willen des zu entzaubernden.

Daß ein Minimum des Verwandelten hinreicht, ihm die Rückkehr in die ursprüngliche Gestalt, d. h. den Lebenskern zu bewahren, hat ebenfalls seine Analogie in der Geschichte der drei Kalender in Tausend und eine Nacht. Die Prinzessin welche mit dem Geiste kämpft, pickt als Hahn sämmtliche Körner des zum Granatapfel verzauberten Diws auf; ein einziges entrollt ins Wasser und erhält, zum Fisch verwandelt, jenem das Leben.

14.

Mitgetheilt aus Pesth. Mit dem deutschen, allemal weiblichen Aschenbrödel, hat der ungarische Hamupipöke weiter nichts zu thun.

Das kupferne Pferd erinnert an lebende Wesen gleichen Stoffes in den Märchen der Tausend und eine Nacht; so der kupferne Ferge vom Magnetberge in der

Kalendergeschichte. Läßt sich darum hier wohl wiederum orientalische Urwüchsigkeit erkennen, so überrascht die Geschicklichkeit destomehr, mit welcher ein deutscher Nachbildner die ausheimischen Züge zu deutschen umgeprägt hat. Es erscheint mir nämlich unzweifelhaft, daß von den vielen deutschen Märchen, denen derselbe Grundgedanke gehört: Darum soll keiner sagen, daß wer albern ist, deshalb nichts Rechtes werden könne — daß von all denen besonders das sächsische Märchen „vom dummen Wirrschopf", welches E. Sommer (Sagen, Märchen u. s. w. S. 96, 177) dem Hirsedieb aus Bechsteins Märchenbuche vergleicht, seine Quelle in dem unsrigen hat. Hier sind es ein braunes, weißes und schwarzes Pferd, welche ein graues Männchen (Albrich?) beim Heustehlen benutzt; das Männchen wird dem Wirrschopf dienstbar. Die Königstochter wird gleichfalls durch ein Reiterkunststück erworben, aber es gilt Erklimmung des Glasberges (Wafurlogi, vergl. auch die polnischen Märchen bei F. H. Lewestam Berlin 1831); und damit auch Zaun, Stall und Haus nicht ganz verschwinden, bilden hier Ausräumung des Hühnerstalles, Hofmistes und Taubenschlages die Tagesaufgabe für den Wirrschopf, welche der Zwerg an seiner Statt vollbringt.

15.

Auch von O. L. B. Wolff aufgenommen in den ersten Band seines Märchenschatzes (Leipzig bei Otto Wigand 1845). Das Märchen möchte an den eisernen

Mann bei E. Sommer erinnern S. 86., wenn Sommer in diesem nicht mit Recht durch Vergleichung mit einem Grimm'schen Märchen den männlichen Waldgeist wiedererkannt hätte, der die Thiere des Waldes hütete. So ist es vielmehr der hürnene Siegfried oder in die Styx getauchte Achilleus. Bemerkenswerth ist und setzt andere Sagen voraus, daß die eiserne Eigenschaft Lacis nur erwähnt wird, um sie zur Stählung zu steigern. Orientalisch ist wieder der Kampf der Räder und Flammen; so kämpfen in Tausend und eine Nacht die Prinzessin und der Genius um den Kalenderaffen.

Der Weg zum Schlosse des sechsköpfigen Drachen ist nach der beliebten ungarischen Weise (s. Nr. 6) durch Scheermesser versperrt, wie in Grimms Kinder- und Hausmärchen II., 117. S. 230. Der Weg zum Eisenofen durch drei schneidende Schwerter, über welche man nur mittelst eines Pflugrades wegrollt.

Für den fliegenden Kasten ist es vielleicht erlaubt, Andersens fliegenden Koffer anzuziehen (Deutsche Bearbeitung der zweiten Sammlung, Braunschweig bei Vieweg 1845, S. 94), da die serbischen Anklänge gerade dieses Märchens (Türkengott, Türkenamme) ein Beweis sind, daß er auch hier wie im Schweinehirten Züge aus Volksmärchen verarbeitet hat.

16.

Mit der Einleitung läßt sich zusammenstellen der Anfang des bekannten Grimm'schen „der Jude im Dorn", II. 110, wahrscheinlich als das ursprüngliche, da dort

die drei Gaben, welche der Knecht vom Zwerge empfängt, an die Hellerzahl des Allmosens sich anschließen. Daß das Uebrige ächt ungarisch sei, lassen die Verse glauben, welche der Ungar nicht aus fremder Sprache übersetzt haben würde.

Die hier so lebhaft geschilderte Werbung, welche den deutschen Leser unfehlbar an die Scene in Wallensteins Lager erinnern wird, ist auch häufiger Gegenstand der Volkslieder, und das umsomehr, als sie mehr der Vergangenheit angehört Jetzt wird (oder vielleicht gottlob! wurde), so oft der östreichische König Ungarns Rekruten braucht, das Dorf von einer Compagnie umstellt, überfallen, und die junge Mannschaft mit Stricken gebunden weggeführt, nicht anders als wie es die Sklavenhändler in Bonin zu machen pflegten, deren Bekämpfung Wilberforce ein Menschenleben widmete. — Daher der ironische Name des Soldatenlebens: gyöngyélet d. i. Perlenleben. Vergleiche M. A. Greguß, Ungarische Volkslieder. Leipzig 1846. II. 6. 24. III, 6. und in unserer Erdélyischen Originalsammlung I, 367 rc.

17.

Mehr historische Sage als Märchen, nach Erdélyis Bemerkung möglichst treu aus dem Munde eines alten walachischen Bauern. Weitere Nachweisungen über Csabor Ur sind mir nicht zu Gesichte gekommen.

Die Kapuzen (csukolyok = csuklyák) sind schwerlich

verschieden von den walachischen cukolyok, welche S. 477. mit Polizeidiener erklärt werden, wohl nicht ganz richtig.

„Wie viel Wochen hat dort die Welt?“ ist ein, wie Prof. Greguß versichert, noch jetzt vorkommender sprichwörtlicher Ausdruck für: „was gibt es dort Neues?“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.